Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 252. Dienstag, den 27. Oktober 1908. 15. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Krisis und Arbeitslosigkeit.

Der Winter ist gekommen, und er verschärft die industrielle und geschäftliche Krisis, die über einen großen Teil der Arbeiterklasse die schreckliche Geißel der Arbeitslosigkeit verhängt. Die Preise der Lebensmittel, der Wohnungen und des Heizmaterials sind gestiegen, und Tausende, Hunderttausende, Millionen von fleißigen Händen in der Kulturwelt müssen wider Willen feiern. Der Proletarier kann seinen einzigen Besitz, seine Arbeitskraft, nicht verkaufen, weil der Arbeitsmarkt mit Angebot mehr als überfüllt ist. Einen ganz besonderen Umfang hat diesmal die Arbeitslosigkeit in England angenommen, wo man mit Millionen von Arbeitern rechnen muß, die keine Aussicht auf Beschäftigung haben. Dies wirkt auf Deutschland wegen dessen so bedeutender Ausfuhr nach England zurück. Aber auch ohnedies ist die Arbeitslosigkeit in Deutschland ebenfalls zu einem erschreckenden Umfang herangewachsen. Das kapitalistische Wirtschaftssystem zeigt sich in seiner schwärzesten Seite. Verschiedene Kommunalverwaltungen haben Summen für Notstandsarbeiten ausgeworfen. Das ist gewiß anzuerkennen, aber es kann dem Notstand nur in geringem Maße abhelfen. Die Arbeiter, die von ihren Organisationen Arbeitslosenunterstützung beziehen können, werden sich glücklich schätzen dürfen gegenüber der ungezählten Masse der Unorganisierten. Den letzteren wird ein Licht über die Bedeutung der Organisationen aufgehen.

Die herrschenden Klassen stehen diesen Erscheinungen ziemlich verständnislos gegenüber. Nur hier und da dämmert bei ihnen die Erkenntnis auf, daß man es hier mit Fragen zu tun hat, die in absehbarer Zeit die bürgerliche Gesellschaft selbst in Frage stellen werden. So hat vor einiger Zeit der englische Handelsminister Churchill in einer Rede an seine Wähler durchblicken lassen, daß die Gesellschaft für die Krisen und die Arbeitslosigkeit verantwortlich ist. Er sagte, das Elend der Arbeitslosen sei eine Schmach für die wissenschaftliche und sich christlich nennende Zivilisation und eine schwere, wachsende Gefahr für den Staat. Dieser letztere Umstand ist es wohl, der dem Minister einiges Verständnis eingepaukt hat. Vorschläge hat er nicht gemacht, und wenn einige von ihm die Proklamierung des „Rechts auf Arbeit“ erwarteten, so sahen sie sich getäuscht. Die kapitalistische Gesellschaft kann auch ein wirkliches Recht auf Arbeit gar nicht geben — die historischen Versuche sind kläglich verunglückt —, weil sie für das „freie Spiel der Kräfte“ innerhalb der Warenproduktion und Warenzirkulation der „industriellen Reservearmee“ bedarf.

Die herrschenden Klassen trösten sich über solche Krisen mit ihren Begleiterscheinungen auch heute noch damit hinweg, daß sie nicht an deren Dauer glauben. Sie sind ja auch vorübergehend, aber leider kehren sie in immer schnellerer Folge wieder. Karl Marx nahm vor vierzig Jahren noch durchschnittlich zehnjährige Perioden für den Wechsel zwischen Überproduktion und Geschäftsstockung an, aber er sagte schon damals, daß es weit schlimmer kommen werde. „Die ungeheure, stoßweise Ausdehnung des Fabrikwesens,“ so schrieb er, „und seine Abhängigkeit vom Weltmarkt erzeugen notwendig fieberhafte Produktion und darauffolgende Überfüllung der Märkte, mit deren Kontraktion Lähmung eintritt. Das Leben der Industrie verwandelt sich in eine Reihenfolge von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Prosperität, Überproduktion, Krise und Stagnation. Die Unsicherheit und Unstetigkeit, denen der Maschinenbetrieb die Beschäftigung und damit die Lebenslage des Arbeiters unterwirft, werden normal mit diesem Periodenwechsel des industriellen Zyklus.“

In der Tat folgt sich das „Geknatter von Bankrotten“, welches der bürgerlichen Gesellschaft die Unterhöhlung durch den Kapitalismus selbst so unheimlich ankündigt, in immer kürzeren Zwischenräumen. Trotz der kurzen Erholungspausen, die, wie die letzte, eine unerhört hochgehende Geschäftskonjunktur bringen können, kann man bald von einer Krisis in Permanenz reden, denn die Arbeiterschaft hat selbst von der höchsten Geschäftsblüte relativ nur geringen Vorteil.

Mit den Kartellen und Trusts suchten die großen Unternehmer diesem Auflösungsprozeß entgegenzuwirken. Mit diesen großkapitalistischen Organisationen suchten sie eine „Regelung“ der Produktion herbeizuführen, nicht etwa im Interesse der Gesamtheit, sondern im wohlverstandenen eigenen Interesse. Denn sie wußten damit in den Perioden der Prosperität sich märchenhafte Reichtümer zuzuwenden. Gerade durch die Trusts und die Kartelle wurde der Mehrwert enorm gesteigert und das Mißverhältnis zwischen diesem und dem Arbeitslohn verschärft. Man kann, sagt ein moderner Schriftsteller, mit einiger Berechtigung sagen, daß die Arbeiter heute im Durchschnitt das Zehnfache von dem schaffen, was zur Erhaltung ihres Lebens notwendig ist.

Aber in dem Auftreten der Kartelle und der Trusts zeigt sich die Richtung, in der die kapitalistische Entwicklung steuern muß. Sie hat sich diese Richtung nicht freiwillig gewählt, sondern ist durch die Entfaltung des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst in diese hineingezwungen worden. Je mehr Kartelle und Trusts entstehen, je mehr sie sich vergrößern und sich untereinander zu ungeheuren Konglomeraten vereinigen, desto näher kommt die Zeit, welche ihre Expropriation unvermeidlich macht. Wenn der Klassenstaat diese Expropriation auch in die Hand nimmt, so wird sie wieder nur im Interesse der herrschenden Klassen geschehen; dagegen wird die Zukunft der zur politischen Macht gelangten Arbeiterklasse ganz von selbst die Aufgabe zuweisen, das neue Verhältnis zum Besten der Gesamtheit zu ordnen.

Daß die sozialistische Wissenschaft diesen unvermeidlichen Gang der Zeitentwicklung begriffen hat, erhebt sie hoch über die bürgerliche Weisheit, welche sich eine andere Produktionsform als die kapitalistische gar nicht denken kann und immer an der Warenproduktion kleben bleibt, als ob diese von irgend einer höheren Gewalt auf „ewig“ eingesetzt sei.

Der Kapitalismus bildet wie der Feudalismus eben auch nur eine Epoche in der Weltgeschichte, und seine Rolle wird aus dem bisherigen Gang der Dinge vollständig klar.

Nachdem die Fesseln des Feudalismus gesprengt waren, fiel es dem rasch erstarkenden Kapitalismus und seiner Trägerin, der neu aufgekommenen Bourgeoisie, zu, die im Schoße der neuen Gesellschaft schlummernden Produktivkräfte zur Entfaltung und zur Betätigung zu bringen. Das geschah in so ausgedehntem Maße, daß der Kapitalismus sich mit einem gewissen Recht rühmen konnte, er habe „Berge versetzt“. Aber die Vorteile des neuen Zustandes fielen nur den Besitzern der Produktionsmittel zu; für die Masse war, nach dem treffenden Wort eines bürgerlichen Historikers, nur die Sklaverei durch den Arbeitslohn gemildert worden. Die inneren Widersprüche des Kapitalismus traten mit seiner Entwickelung immer krasser zutage. Die auflösende Wirkung der Krisen und die zentralisierende Wirkung des Kartellwesens bereiten den Aufstieg zu einer höheren Produktionsstufe vor, auf der die entwickelten Produktivkräfte der Gesamtheit dienen.

Die nach uns kommen, werden alsdann gegen solche Krisen geschützt sein. Je rascher sich die gegenwärtige Epoche auslebt, desto besser für die Gesamtheit. Die Arbeiterklasse wird während dessen den Kampf um die politische Macht weiter führen und sich durch ihre Organisationen soviel als möglich gegen die Schäden der Zeit zu schützen suchen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Junkerliche Wahlrechtsrebellen.

Während der Blockfreisinn die Frage des Preußenwahlrechts höchst gleichgültig behandelt und sich mit der Einbringung seines Wahlrechtsantrages begnügen zu wollen scheint — als ob nicht die schleunigste Erörterung dieses Antrages und bindende und bestimmte Zusicherungen der Regierung notwendig wären! — eröffnet das Junkertum einen einmütigen Sturmlauf gegen die Regierung und die in der Thronrede bekundete Absicht, auch nur die geringfügigste Verbesserung des Dreiklassenwahlsystems ins Auge zu fassen. Die „Konservative Korrespondenz“ veröffentlicht eine parteioffiziöse Kriegserklärung gegen alle Wahlreformpläne, die von der „Kreuzzeitung“ in auffallendem Druck wiedergegeben wird. Diese Kriegserklärung schließt mit folgender Kraftstelle:

> „Das eine allerdings wird als ein — wohl nicht gewolltes, aber, wie die Erfahrung lehrt, leicht mögliches, vielleicht sogar wahrscheinliches Ergebnis solcher modernen Entwickelungsphasen zu befürchten stehen, daß zugleich die Machtstellung der Krone, die mit der Geschichte und den Geschicken Preußens unauflöslich verbunden erschien, eine Schwächung und Trübung erfahren könnte, die nicht zum Heil des Landes dient.“

Die Junker drohen also wieder einmal — denn nur das kann ja der Sinn dieser Drohung sein — mit einer Revidierung ihrer monarchischen Gesinnung!

Dreister gebärdet sich natürlich noch das Oertel-Blatt. Es wendet sich nicht nur mit aller Schärfe gegen jede Reform des Dreiklassenwahlrechts, sondern es droht auch damit, daß die Junker aus Revanche gegen das Reichstagswahlrecht Sturm laufen würden. Das Organ der Strohdachflickenden stellt den Satz auf, daß jedes Wahlrecht die „Sicherung des Staates“ zum Zweck haben müsse. Unter dem Staat versteht das Krautjunkertum aber nicht das Volk, sondern die Junkerkaste! Mit Ludwig XIV. dekretiert es: Der Staat bin ich! Wenn also eine Wahlreform die skandalösen Privilegien und Vorrechte der Junkerkaste anzutasten droht, so drohen die Junker, die Fahne der Rebellion aufzupflanzen! Und das muß ja den Junkern auch der erbittertste Feind lassen, daß sie nicht nur drohen, sondern als unerschrockene Rebellen auch ihre Drohungen in die Tat umzusetzen pflegen!

Was wird der Freisinn, was wird das angeblich gleichfalls für eine demokratische Wahlreform eintretende Zentrum den frechen Kriegserklärungen der Wahlrechtsrebellen gegenüber unternehmen?

Werden sie den unverschämten Einschüchterungsversuchen der Regierung durch ebenso energische Demonstrationen, für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht entgegentreten? Werden sie ihre Stellung zur Regierung abhängig machen von deren Tateifer in Sachen der Wahlreform?!

Freisinn und Zentrum können sich nicht eben damit herausreden, daß ja die Wahlreform bei der Regierung, die sich durch agrarische Drohungen nicht einschüchtern lassen werde, in guten Händen sei. Erklärt doch heute das offiziöse Organ, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“:

> „Auch der gelegentliche Hinweis darauf, daß das jetzige Abgeordnetenhaus neu gewählt ist, also voraussichtlich für eine Reihe von Jahren zu wirken haben wird, erscheint denjenigen Preßäußerungen gegenüber am Platze, die vor allem auf intensive Beschleunigung der Vorarbeiten zur Reform drängen. Sie ist ohnedies ausdrücklich zugesagt, aber im allgemeinen liegen die Zeiten, in denen jedermann seinen Verfassungsentwurf fertig in der Tasche trug, erfreulicherweise hinter uns.“

Hier erklärt also das Sprachrohr der Regierung ausdrücklich, daß man nicht darauf rechnen dürfe, vor ein paar Jahren von der Regierung ein neues Wahlgesetz präsentiert zu erhalten. In etlichen Jahren könne man die Sache ja immer noch erörtern!

Wollen Freisinn und Zentrum sich zu Handlangern dieser offenkundigen Verschleppungsabsichten machen?!

Die Probe auf das Exempel wird den Parteien im preußischen Abgeordnetenhause nicht erspart werden!

Das unversöhnliche Zentrum.

Abg. Schaedler, der bekannt dafür ist, daß er nicht gern ein Blatt vor den Mund nimmt, hat in einer Versammlung, die er in einem Ort bei Augsburg hielt, nach dem Bericht der ultramontanen Augsburger „Postzeitung“ u. a. gesagt:

> „Ich erinnere daran, daß man versucht, die höchste Autorität der Kirche gegen uns auszuspielen. Wenn in letzter Zeit an die Entsendung des Freiherrn v. Schorlemer als Gesandten des Kaisers zur Gratulation beim hl. Vater gewisse Hoffnungen geknüpft wurden in der Richtung einer Einwirkung auf das Zentrum, so glaube ich nicht, daß Frhr. v. Schorlemer so taktlos ist, mit seiner Mission einen solchen politischen Nebenzweck zu verbinden. Aber selbst, wenn es versucht werden sollte, wird er jedenfalls dieselbe Antwort erhalten, die ein anderer erhalten, der vor nicht langer Zeit ebenfalls in Rom gewesen ist. Näheres ist authentisch zu erfahren beim Fürsten Reichskanzler.“

Das läßt gar keinen anderen Schluß zu, als daß Fürst Bülow auf dem Umwege über Rom den Versuch macht, das Zentrum wieder an seinen verfahrenen Karren zu spannen. Vielleicht sieht sich die sonst in Nebensächlichkeiten so geschwätzige „Nordd. Allg. Ztg.“ bemüßigt, eine Aufklärung darüber zu geben, wer der „olle ehrliche“ Makler gewesen ist, den Fürst Bülow mit dieser delikaten Aufgabe betraut hat.

Lebensmittelpreise und Lebenshaltung der Arbeiter.

Wenn die Löhne der meisten Arbeitergruppen im letzten Jahrzehnt dank der nachhaltigen Tätigkeit der Arbeiterorganisationen eine gewisse Steigerung aufzuweisen haben, so beweist die gleichzeitige Steigerung der Lebensmittelpreise, daß von einer wirklichen Verbesserung der Lebenshaltung, wie sie so häufig behauptet wird, bei der Mehrzahl der Arbeiter nicht die Rede ist. Die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel sind fast durchweg in noch schnellerem Tempo als die Löhne gestiegen. Die Lohn-

steigerung liegt verschieden nach den einzelnen Gewerben etwa zwischen 10 und 20 Proz., vereinzelt vielleicht bis 25 Proz. Demgegenüber weist Brotgetreide eine durchschnittliche Steigerung von 17 Proz. auf, Roggen allein 32 Proz., Rindvieh stieg um 20 Proz., Kälber und Hammel um 37 Proz. im Preise, während bei Schweinen dagegen eine erhebliche Steigerung nicht zu verzeichnen ist. Heringe gingen um 38 Prozent, Schmalz gar um 62 Prozent in die Höhe. Es ist also festzustellen, daß die Arbeitslöhne nur der Steigerung der Preise der wichtigsten Lebensmittel nachgefolgt sind, daß aber ein vollständiger Ausgleich nicht einmal erzielt wurde, sondern zum mindesten bei einem nicht unerheblichen Prozentsatz der Arbeiterschaft sogar eine Verschlechterung der Lebenshaltung stattgefunden haben muß.

Charakteristisch ist jedenfalls, daß der Salzverbrauch von 17,2 auf 21,8 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung gestiegen ist, ein Argument dafür, daß stärkere Würze die mindere Qualität der Speisen ersetzen mußte. Eine Besserung dieser Verhältnisse wird nur durch eine gesündere Handelspolitik, die nicht die wichtigsten Lebensmittel mit immer wachsenden Zöllen belastet, zu erreichen sein.

„Laß dich vom Rechten nicht umgarnen!"

Bekanntlich hat die kleine sozialdemokratische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses den Antrag eingebracht, ihren in Festungshaft befindlichen Kollegen Liebknecht aus der Haft zu entlassen, damit er sich an den Arbeiten des Landtags beteiligen könne. Solche schleunige Anträge werden der Regel nach auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gebracht und das war hier um so mehr angezeigt, als die Majorität ja schon im vorhinein entschlossen war, den Antrag der Geschäftsordnungskommission zu überweisen.

Im Abgeordnetenhause lehnte nun aber die Mehrheit es ab, den Antrag am gestrigen Montag zu behandeln. Die „Frankfurter Zeitung" konstatiert, daß das nicht etwa wegen formeller oder sachlicher Schwierigkeiten geschehen sei, sondern um die Sozialdemokraten zu strafen, weil sie Herrn v. Kröcher bei der Präsidentenwahl nicht die Stimme gegeben haben. Das Blatt fügt dem folgende Kritik hinzu:

„Das ist in der Tat ein recht eigenartiges Verhalten! Zum Vertrauen kann auch das preußische Abgeordnetenhaus niemand zwingen und es wird auch in Zukunft Sache der Sozialdemokraten bleiben, ob sie Herrn v. Kröcher wählen wollen oder nicht, obgleich wir gern anerkennen, daß dieser Herr in der Führung seines Präsidentenamtes sich löblich um Unabhängigkeit und Gerechtigkeit bemüht hat. Aber Herr v. Kröcher ist zugleich konservativer Politiker und als solcher hat er das Wort geprägt, für ihn könne die Sozialdemokratie nicht Subjekt, sondern nur Objekt der Gesetzgebung sein. Er verneint also die Gleichberechtigung der Sozialdemokratie, er will sie vom Parlament fernhalten und er so wenig wie seine Partei ist danach berechtigt, von der Sozialdemokratie ein Vertrauensvotum zu verlangen. Vertrauen kann nur erworben werden. An einen Erfolg dieser kleinlichen Behandlung der Sozialdemokratie glauben wir nicht. Die Linke hat sich selbstverständlich von diesem Abweg ferngehalten und wir möchten der Zuversicht Ausdruck geben, daß sie jederzeit ihr Verhalten nach rein sachlichen Motiven einrichtet. Nachdem die Sozialdemokratie in das Abgeordnetenhaus eingezogen ist, wird es an Versuchen und Lockungen nicht fehlen, ihr gegenüber die berühmte „Phalanx aller bürgerlichen Parteien" zu bilden. Hoffentlich prägen sich die Linksliberalen demgegenüber die berechtigte Mahnung ein: Laß dich vom Rechten nicht umgarnen! Die Stellung der Linken im Abgeordnetenhause war immer schwierig, da sie als kleine Zahl der kompakten Mehrheit gegenüber die Opposition durchhalten mußte. Taktisch erleichtert sich ihre Stellung durch den Eintritt der äußersten Linken nicht, aber eben deshalb muß sie ihren Standpunkt und ihr Programm nur um so fester und um so konsequenter zu wahren wissen. Indem sie sich nach beiden Seiten völlig frei und unabhängig hält, dient sie dem Lande sicherlich am besten!"

Was die Linke anbetrifft, so ist nochmals zu betonen, daß unsere Genossen die Unterstützung der Freisinnigen für den einen Antrag nur mit Mühe und Not erlangt haben, nachdem in dem Antrage die Berufung auf Art. 94 der Verfassung gestrichen war. Bei den ferneren Anträgen hat der Freisinn seine Unterstützung versagt. Ob die Warnung der „Frankf. Ztg.", sich nicht von der Rechten umgarnen zu lassen, bei dem Blockfreisinn im Abgeordnetenhause verfangen wird, ist sehr fraglich. Die Blockatmosphäre hat schon bisher so merkwürdige Wirkungen auf den „entschiedenen" Liberalismus geübt, daß man auf allerlei gefaßt sein kann.

Konservative Monarchentreue.

Nachdem die Thronrede für Preußen eine Wahlreform angekündigt hat, zeigen sich die Konservativen nicht allein um ihren Besitzstand im Dreiklassenparlament, sondern auch um die preußische Krone unglaublich besorgt. Heißt es doch am Schlusse der parteioffiziösen Erklärung, die die „Konservative Korrespondenz" am 24. Oktober 1908 veröffentlichte, daß eine Wahlreform für die Machtstellung der Krone eine Schmälerung und Trübung mit sich bringen werde, die nicht zum Heil des Landes diene.

Unsere Aufgabe ist es bekanntlich nicht, uns um den Glanz der preußischen Krone sonderlich Sorgen zu machen. Wohl aber wollen wir uns nicht das Vergnügen des Hinweises auf die niederträchtige Heuchelei versagen, die die konservative Partei treibt, wenn sie ihr Interesse mit dem der Krone identifiziert. Zahlreiche Tatsachen lehren, daß die Königstreue bei den Konservativen sofort ein Ende hat, wenn der Monarch Ansichten äußert, oder Gesetzentwürfe unterzeichnet, die den Futterkrippeninteressen der Junkerpartei zuwiderlaufen.

Wir erinnern da an die Tage von 1894, als die damalige Reichstagsmehrheit im Begriffe war, gegen die Mehrzahl der Konservativen den russischen Handelsvertrag anzunehmen, war es um den konservativen Patriotismus so winzig bestellt, daß der Kaiser bei einem Diner, das Reichskanzler v. Caprivi am 5. Februar 1893 gab, dem konservativen Reichstagspräsidenten v. Levetzow sagte:

„Aber für eine Mark fünfzig Pfennig Zolldifferenz sollten die Konservativen doch diesen „Patriotismus" nicht preisgeben."

Die Herren gaben den Patriotismus preis und stimmten gegen die Handelsverträge. — Die konservative Erbitterung gegen den Monarchen äußerte sich in jenen Tagen so impulsiv, daß ein für Stöcker begeisterter Pastor Mitte September 1895 in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" schrieb:

„Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe der achtbarsten und angesehensten Männer nennen, die, wenn man ihre Privatäußerungen veröffentlichen wollte, ohne weiteres der Majestätsbeleidigung für schuldig befunden werden müßten."

Als dann den Konservativen im Jahre 1902 darum zu tun war, möglichst hohe Wucherzölle durchzudrücken, fiel am 7. September 1902 im „Sächsischen Vaterland", dem Organ des konservativen Landesvereins, das berühmte Wort von den krachenden Thronen, die die Folge der zur Verzweiflung getriebenen agrarischen Bevölkerung sein würden. Die „Deutsche Tageszeitung" aber, schon damals das rückschrittlichste Blatt Preußens, war weit entfernt davon, die Drohungen ihres sächsischen Bruderblattes etwa als eine Entgleisung zu tadeln. Vielmehr erklärte sie das Wort von den krachenden Thronen ausdrücklich als „wahrheitsgemäße Schilderung" der Stimmung und ihrer unausbleiblichen Folgen und fügte aus eigenem noch den nicht mißzuverstehenden Fingerzeig hinzu, daß die Füße der Throne nur feststehen, solange sie in dem gewachsenen Boden des Bauerntums und des Mittelstandes wurzeln, was mit anderen Worten heißt, daß die Junker gleich ihren Genossen Rupprecht-Ramsern jeden Augenblick bereit sind, zur „Sozialdemokratie abzuschwenken", sobald ihnen die Monarchentreue als ein unvorteilhaftes Geschäft erscheint. Würde die preußische Monarchie, woran natürlich nicht zu denken ist, dem Volke jetzt ein wahrhaft demokratisches Wahlrecht bieten, so könnte man von neuem das Schauspiel erleben, daß das Ansehen der Krone von keiner Partei niederträchtiger geschmälert würde als von der konservativen, die die Monarchentreue in Erbpacht genommen hat.

Kinder als Zeugen.

Nach fast dreißigjährigem Bemühen weiter Volkskreise ist es nun gelungen, die Reichsregierung zur Vorlegung eines neuen Entwurfs unserer Strafprozeßordnung zu bewegen, der die Mängel der bisherigen nach Möglichkeit abstellen soll. Man wird sich daher verwundern müssen, daß ein Gebiet, das von hervorragenden Männern der Wissenschaft und durch die tägliche Erfahrung seit langer Zeit Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden ist, nämlich das Gebiet der Kinderaussagen, in dem neuen Entwurf mit keinem Worte erwähnt wird. Es dürfte allgemein bekannt sein, wie wenig Erwachsene selbst einen miterlebten Vorgang richtig schildern können. Die Versuche, die der bekannte Rechtslehrer Professor Dr. v. Liszt in dieser Beziehung angestellt hat, haben überall lebhaftes Staunen hervorgerufen. Daß daher Zeugenaussagen von Kindern in der Regel besonders minderwertig sein werden, wird billig nicht bezweifelt werden können, namentlich wenn man bedenkt, wie lebhaft die Phantasie im Kindesalter ist, und wie leicht Kindern durch Unterhaltung über Gesehenes das ursprüngliche Bild verwischt wird. Dazu kommt noch die geringe Charakterfestigkeit des Kindes, das äußeren Einflüssen, die auf eine falsche Aussage abzielen, leicht zugänglich ist.

Nun wird man ja mit Recht sagen, diese Tatsachen seien den Richtern auch bekannt, und daher die Notwendigkeit einer besonderen Bestimmung über die Vernehmung jugendlicher Zeugen verneinen wollen. Wer aber selbst schon als Zeuge vernommen worden ist, wird wissen, wie leicht eine Gerichtsverhandlung geeignet ist, Befangenheit zu erzeugen und somit die Zuverlässigkeit der Aussage zu beeinträchtigen. Und nun denke man sich ein Kind in dem feierlich-unheimlichen Sitzungsraume des Gerichtes! Die ungewohnte Umgebung nimmt seine Sinne gefangen, die Sprache des Richters ist seinem Auffassungsvermögen nicht angepaßt, und der barsche Ton, der in Gerichtsverhandlungen häufig üblich ist, und der den steten Gegenstand der Klage im Reichstage bildet, schüchtert es so ein, daß es kaum zum Sprechen zu bewegen ist. Welchen Nachteil ein Angeklagter hiervon hat, namentlich wenn die Aussage des Kindes zu seiner Entlastung dienen soll, wird man sich leicht vorstellen. Da nun außerdem die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Kinderaussagen auch überzeugend dargetan haben, daß die Fragestellung bei Kindervernehmungen nach psychologischen Grundsätzen erfolgen muß, so erscheint es im Interesse der Rechtspflege dringend geboten, daß in die neue Strafprozeßordnung eine Bestimmung aufgenommen wird, welche vorschreibt, daß die erste Vernehmung der Kinder in deren gewohnter Umgebung erfolgt, also in der Regel in der Schule durch einen Lehrer in Gegenwart des Schulinspektors, oder durch diesen selbst, falls der Lehrer der Angeklagte ist. Dadurch ist die Gewähr gegeben, daß Irrtümer, die dem Kinde später in der Hauptverhandlung etwa passieren, sofort als solche erkannt werden, und daß auch das ursprüngliche Bild der Sache im Gedächtnis des Kindes noch nicht verwischt ist.

Die Inseratensteuer.

Der Gesetzentwurf über die Inseratensteuer soll im Bundesrat wesentlichen Änderungen unterworfen sein. Es sollen besteuert werden: Zeitungsinserate, Straßenplakate und alle anderen Arten von Reklame. Nur solche Inserate sind von der Besteuerung frei, die den Arbeitsmarkt betreffen. Kleine Anzeigen über Käufe und Verkäufe, Vermietungen usw. sollen einem geringen Steuersatz unterworfen sein. Bei diesen Inseraten bleibt eine bestimmte Anzahl von Zeilen steuerfrei. Für täglich erscheinende Theater- und Vergnügungsanzeigen wird gleichfalls eine mäßige Steuer in Betracht kommen. Die Höhe der Steuer richtet sich nach dem Umfange der Anzeigen und Reklamen. Außerdem ist für die Bemessung der Steuern die Einwohnerzahl der Gemeinden maßgebend. Inserate 2c., die in Städten über 100 000 Einwohnern erscheinen, unterliegen erhöhten Steuersätzen. Eine nette Pflanze, diese Inseratensteuer!

Gegen die Lichtsteuer.

In Berlin ist Montag der Vorstand des deutschen Städtetages zusammengetreten, um sich zunächst mit der Gassteuer zu befassen. Stadtrat Namslau, der Vorsitzende des Kuratoriums der Berliner Gaswerke, hat einem Berichterstatter die Folgen der Gassteuer geschildert. Auf die Dauer dürften die Gemeinden nicht in der Lage sein, die Last zu tragen; sie werden vielmehr versuchen müssen, diese Steuer auf die Konsumenten abzuwälzen. Jedenfalls sei diese Steuer unwirtschaftlich und rückständig. Der Vorstand des Städtetages dürfte sich zu einem starken Protest entschließen.

Der neue Kurs in den Reichslanden.

Im reichsländischen Staatsministerium ist ein Personenwechsel vor sich gegangen. Herr Mathias Edler von Köller, seit 7 Jahren wohlbestallter Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, ist in Gnaden entlassen worden. An seiner Statt wird künftighin Herr Baron Zorn v. Bulach, bisheriger Landwirtschaftsminister von Elsaß-Lothringen, das Steuerruder im Lande der wiedergewonnenen Brüder führen, und das schwanke Schifflein dahin zu lenken versuchen, wohin das Berliner Kind es gelenkt haben will. An diesen Personenwechsel wird bürgerlicherseits große Erwartung geknüpft. Man erhofft von ihm die Erfüllung aller reichsländischen Verfassungswünsche. Man wird sich schneiden. Der pommersche Junker ist gegangen, der elsässische ist an seine Stelle getreten, das ist der ganze Unterschied. Berlin gibt nach wie vor den Kurs an. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß momentan in Berlin einige Gewißheit besteht, den Wünschen der Elsaß-Lothringer entgegenzukommen. Natürlich hat das seine guten Gründe. Elsaß-Lothringen ist ein Land wie geschaffen, irgend einem Hohenzollernprinzen eine Unterkunft zu bieten. Darum versucht man zurzeit im Elsaß moralische Eroberungen für Preußen zu machen. Man versucht es mit Schein-Konzessionen. Eine solche Schein-Konzession ist auch die Ernennung des Elsässers Bulach zum Nachfolger Köllers. Damit soll der elsässischen Bourgeoisie, die zurzeit mit der alldeutschen Beamtenschaft einen grimmigen Kampf um die staatliche Futterkrippe ausficht, etwas der Mund gestopft werden. Man redet ihr vor, Bulach sei einer der Ihrigen. Dabei weiß das elsäßische Volk ganz genau, daß nicht der Elsäßer Bulach, sondern der Junker Bulach zum Staatssekretär ernannt wurde. Das Haus Bulach hat es jederzeit verstanden, dem „angestammten" Herrscherhause gegen gute Bezahlung entsprechende Vasallendienste zu leisten. Dient Bulach der Vater treu und ergeben dem dritten Napoleon, warum sollte denn nicht Bulach der Sohn ebenso treu und ergeben dem zweiten Wilhelm dienen können. In der Tat war auch der jetzige Staatssekretär einer der ersten Elsaß-Lothringer, der dem preußisch-deutschen System seine Dienste anbot. Nicht nur seinem hervorragenden Geschicke, gute und saftige Witze zu erzählen, verdankt er — wie manche Leute glauben — seine Ernennung, sondern auch den ganz und garnicht zu unterschätzenden Diensten, die er dem Hause Hohenzollern bisher schon geleistet. Mit solchen und ähnlichen Schein-Konzessionen versucht man, die Elsaß-Lothringer kirre zu machen und sie für bestimmte Pläne einzufangen. Daß das nicht gelingen wird, dafür wird die elsaß-lothringische Sozialdemokratie schon zu sorgen wissen. Den Verpreußungsgelüsten mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und nach wie vor den Ruf nach dem Allgemeinen Wahlrecht zum Landesparlament laut und vernehmlich ertönen zu lassen, das wird auch unter dem neuen Kurs die Aufgabe unserer reichsländischen Genossen sein.

Dem Scheiden des pommerschen Junkers aber steht die reichsländische Sozialdemokratie mit dem gleichen Gefühle der Wurstigkeit gegenüber, wie dem Amtsantritte des elsässischen Junkers. Zwar kann auch an dieser Stelle gesagt werden, daß Herr v. Köller sich in den Reichslanden als besser wie sein Ruf erwies. Von seinem Vorgänger, dem liberal schillernden Herrn v. Puttkamer unterschied er sich insofern, daß er dessen kleinliche und gehässige Verfolgungspolitik ebensowenig übernahm, wie er dessen brutale Gewaltmaßregeln fortsetzte. Ja, er schwang sich sogar dazu auf, den allerschlimmsten Mißbräuchen des Beamtentums entgegenzutreten, ein Schritt, den ihm weder die Beamten, noch die ihnen koordinierte liberale Partei Elsaß-Lothringens jemals verziehen haben. Im übrigen aber bestand sein Regierungssystem im Fortwursteln. Er betrachtete Elsaß-Lothringen als sein Altenteil, in dem er seine Ruhe haben wollte. Und wenn während seiner Regierungszeit die Abschaffung des Diktaturparagraphen erfolgte, wenn das Vereins- und Versammlungsrecht verbessert wurde, ja, wenn sogar ein Anlauf zur Reform der vorsintflutlichen Steuergesetzgebung unternommen wurde, so war er daran wirklich unschuldig. Der Sozialdemokratie gegenüber blieb Köller auch in Elsaß-Lothringen der alte. Als er kurz nach seinem Amtsantritte im Jahre 1902 im Reichstage unserem Genossen Bebel gegenüber die kühne Behauptung aufgestellt hatte, die Sozialdemokratie habe im Reichslande keinen Boden, und als ihn dann die darauffolgenden Wahlen so erbärmlich Lügen straften, indem sie ihm sogar den ersten Sozialdemokraten ins Landesparlament warfen, da versuchte er es zwar mit seiner alten Brutalität: er zog seinen Gehrock aus und forderte den Vertreter des Proletariates in hahnebüchenen Ausdrücken zum Zweikampf heraus. Der aber wagte den Kampf und setzte unseren pommerschen Junker ganz gehörig in den Sand. Darauf bequemte sich Herr von Köller dazu, die Hausknechtsmanier fallen zu lassen. Er kann nämlich auch anders, der gute Köller. Anerkennen wollen wir aber doch, daß Herr von Köller in seinem Kampfe gegen die Sozialdemokratie niemals die Hilfe des Strafrichters nachsuchte. Trat ihm unser Parteiblatt einmal gar zu unsanft auf die Hühneraugen — und das war sehr häufig der Fall — so setzte er sich gewöhnlich im Parlamente zur Wehr. Und was er da von sich gab, war Knigges Umgang mit Menschen nicht entnommen. Eine gerichtliche Verfolgung — wie das sein Vorgänger stets beliebte — hat er jedoch nie beantragt. Mit solch kleinlichen Mitteln zu kämpfen, das überließ er großmütig „demokratischen" Politikern a la Blumenthal.

Die reichsländische Sozialdemokratie ist einen pommerschen Junker mit dickem Fell los geworden, einen elsässischen Junker hat sie dafür eingetauscht. Sie wird den Kampf mit diesem letzteren ebenso energisch führen wie gegen den ersteren und zweifelsohne auch mit ihm fertig zu werden wissen.

Rußland.

Eine Episode aus der russischen Revolution. Vor dem Kriegsgericht in Riga begann am 24. d. Mts. der Prozeß gegen 54 Letten, die beschuldigt werden, am „Sturm auf Mitau" teilgenommen zu haben. Es war am 10. Dezember 1905, in frühester Morgenstunde, als eine Schar von Revolutionären die von 500 russischen Soldaten besetzte Stadt Mitau stürmen wollte. Die Leiter der Expedition, die unentdeckt geblieben sind, hatten an alle Bauern der Umgegend den Befehl geschickt, sich zu bewaffnen, um am Sturm gegen Mitau teilzunehmen. In Proklamationen, welche „Mobilisation des Volkes" überschrieben waren, wurde eine strenge Kontrolle über alle Nichterscheinenden angedroht. Auch den Frauen wurde anbefohlen, aus den oberen Stockwerken Steine auf die Offiziere und Soldaten zu werfen. Das Resultat dieses Aufrufs waren dreitausend bis viertausend Kriegslustige, welche nach den Bahnstationen zogen, um gegen Mitau zu fahren. Infolge des Eisenbahnerstreiks stockte aber damals jeder Verkehr, sodaß das ganze Heer von viertausend Mann zu Fuß nach Mitau vordrang. Sie sandten Kundschafter voraus, von denen einer in die Hände der Polizei fiel und den ganzen Plan verriet. Darauf ließ der Gouverneur Maschinengewehre auffahren, um die Revolutionäre mit einem Kugelregen zu empfangen. Die Letten sahen ein, daß sie gegen die alarmierten Truppen nichts ausrichten könnten und zerstreuten sich. Nachher wurden 54 angeblich Beteiligte verhaftet und sollen jetzt abgeurteilt werden.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Dienstag, den 27. Oktober.

Achtung, Zimmerer! Wegen Akkordarbeit ist über die Akkordanten (Zwischenmeister) Salow und Höpner die Sperre verhängt. In Betracht kommt der Bau Grützmühle.

Achtung Zimmerer! Über das Geschäft des Zimmermeisters Naumann in Eckhorst ist seitens der Zahlstelle Stockelsdorf der Zimmerer die Sperre verhängt.

Achtung Maurer! Wegen Akkordarbeit ist über die Akkordanten (Zwischenmeister) Mädel, Fackenburger Allee Nr. 51, Jabs, Werderstraße Nr. 28 die Sperre verhängt. In Betracht kommen folgende Bauten der Firma Görner u. Heidenreich: Fünfhausen Nr. 21—23, Grützmühle in der Hafenstraße, Sielbau Marli, Kaltenhof bei Schwartau.

Achtung Bauarbeiter! Über die Sielbauarbeiten in der Marlistraße, ausgeführt von der Firma Heidenreich und Görner, ist wegen Nichtinnehaltung der tariflich festgesetzten Arbeitszeit die Sperre verhängt. Ferner ist die Sperre über die Arbeiten der Akkordanten F. Mädel und J. Jabs im Fünfhausen und über den Bau Hafenstraße (Grützmühle) wegen Entlassung sämtlicher Bauarbeiter verhängt.

Bericht der Bauarbeiter-Schutzkommission über die Herbstkontrolle. Die am 23. Oktober abgehaltene Kontrolle der Baustellen in Lübeck ergab folgendes Resultat: Es wurden 68 Betriebe kontrolliert. Dieselben waren in folgendem Stadium: 32 Rohbau, 26 Putzbau, 3 Staatsbau, 2 Fabrikbauten, 4 Straßenbau und 1 Abbruch. Beschäftigt waren insgesamt 826 Personen, davon 707 Erwachsene und 119 Lehrlinge: nach Berufen geordnet 270 Maurer, 84 Zimmerer, 269 Bauarbeiter, 7 Tischler, 1 Töpfer, 2 Klempner, 1 Dachdecker, 32 Steinsetzer und 41 Hilfsarbeiter. Über die Verhältnisse betreffend den Schutz von Unglücksfällen kann berichtet werden, daß die Bestimmungen der Verordnungen so ziemlich innegehalten wurden; damit soll nicht gesagt sein, daß keine Mängel bestehen. Besonders stark fällt es auf, daß Türen, Treppenhäuser usw. nicht verstellt sind, was leicht zu schweren Unglücksfällen führen kann. Es heißt also hier, jeder ist sein eigener Kontrolleur, denn nicht zum mindesten haben die Genossen zu solch kleinen Vorfällen selbst schuld. Sehr eigenartige Zustände waren bezüglich der Steinsetzer und Hilfsarbeiter vorhanden. Auf der einen Seite anständige u. reine Unterkunftsräume, auf der anderen Seite der größte Schmutz. So stehen in der Schwartauer Allee 2 Buden dicht zusammen und in der Mitte dazwischen der Abort. Und hier müssen Arbeiter ihr Frühstück, ebenfalls um diese Jahreszeit ihr Mittagessen einnehmen. Eine Bude der Steinsetzer hatte sogar kein ordentliches Dach und war bei Regenwetter nicht zu gebrauchen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß Arbeiter sich so etwas bieten lassen; andererseits aber auch, daß ein Unternehmer seinen Arbeitern so etwas zumutet. Die Baubuden ließen bezüglich der Reinlichkeit in vielen Fällen zu wünschen übrig, und tragen die Arbeiter in manchen Fällen selbst die Schuld, denn Frühstückspapier, sowie Abfälle vom Frühstück brauchen nicht liegen zu bleiben. Ofen und Verbandskasten fehlen auch noch sehr häufig und mögen die Arbeiter hier selbst darauf dringen, solche zu erhalten. Wenn nun auch die Kontrolle bisher im allgemeinen glatt verlaufen war, so haben doch zwei Unternehmer, nämlich Herr Zimmer, Lindenstraße, und Herr Rosenblum, Travelmannstraße, die Kontrolle verweigert. Genannte Herren erklärten, daß sie ihren Bau selbst kontrollierten. Übrigens sei ja dazu der städtische Kontrolleur da. Herr Zimmer betonte, daß er seinen Bau nicht von Arbeitern kontrollieren lasse; und das obgleich einer unserer Genossen, welche kontrollieren wollten, mit Herrn Zimmer zusammen die Gewerbeschulbank gedrückt hat. Welche Ironie. Die Kommission sieht sich auf Grund ihrer Erfahrungen bei den Kontrollen immer wieder veranlaßt, der Forderung auf Anstellung von Kontrolleuren aus Arbeiterkreisen zu erheben.

Ausfuhr von Streikbrechern. Mit dem Postjehlschen Dampfer „Ostsee" sind am Sonntag mehrere Arbeiterfamilien von hier nach Furilen (Schweden) transportiert, um dort, nach Mitteilung eines hiesigen bürgerlichen Blattes, als Streikbrecher zu fungieren. Sicherlich werden die Leute, die sich zu Verräterdiensten an ihren Arbeitsbrüdern verführen ließen, an ihrem Bestimmungsort noch manche Erfahrung machen, die ihnen nicht angenehm sein wird. Verräter werden bekanntlich von allen anständigen Leuten verachtet.

Vom Krematorium. Das vom Bauamt ausgearbeitete Projekt eines Krematoriums erfordert einen Kostenaufwand von 62 000 Mk. Das Finanzdepartement hat bekanntlich mit dem Vorstand des Vereins für Feuerbestattung Fühlung genommen, um zu erfahren, ob der Verein imstande und bereit wäre, eine gewisse Zinsgarantie für das Krematorium zu übernehmen. Darauf leitete der Vereinsvorstand bei seinen Mitgliedern und Freunden der Feuerbestattung Schritte ein, die bisher den Erfolg hatten, daß eine Zinsgarantie von 3000 Mk. auf eine Dauer von fünf Jahren geschaffen werden konnte. Der Ärztliche Verein hat kürzlich folgende Resolution beschlossen: Der Ärztliche Verein hält es für wünschenswert, daß seine Mitglieder besonders in Fällen von Krebs und Tuberkulose darauf hinwirken, daß die Angehörigen die Leichen einäschern lassen.

Arbeiterrisiko. Der Klempnergeselle F. Braun war am vergangenen Sonnabend auf dem Dach des Hauses Hüxstraße 112 beschäftigt, um einen Blitzableiter am Rohrständer des Telephonnetzes zu verlöten. Beim Heraussteigen aus dem Dachfenster ist Braun dann ausgeglitten und stürzte von dem hohen steilen Dach herab, fiel auf das tiefer liegende Nachbardach und blieb daselbst bewußtlos in der Dachrinne liegen. Dem auf dem Boden beschäftigten Dachdecker war es nicht möglich, Braun aus der engen Rinne herauszubringen und so mußte hierzu die Hilfe der Feuerwehr beansprucht werden. Braun erlitt neben Hautabschürfungen einen Bruch und Verrenkung des Schlüsselbeins; er konnte sich allein zum Arzt und dann in seine in der Glandorpstraße belegene Wohnung begeben. Das steile Dach ist leider nicht, wie fast alle Dächer, auf welchen sich Stützen für das Telephonnetz befinden, mit einer Laufbrücke versehen.

pb. **Gestohlene Legitimationspapiere.** Der Arbeiter Kasimir Wolframsky, geboren am 24. Februar 1870 in Inowrazlaw, zeigte an, daß ihm am 25. d. Mts., vormittags, in einer hiesigen Herberge folgende, auf seinen Namen lautende Legitimationspapiere abhanden gekommen und vermutlich gestohlen sind: Quittungskarte der Invaliditäts- und Altersversicherung Nr. 5, ausgestellt im Januar d. Js. in Schiffbeck, Verbandsbuch des Hafenarbeiter-Verbandes, ausgestellt am 24. Mai in Bremen, und mehrere Arbeitsbescheinigungen.

pb. **Fahrraddiebstahl.** Am 25. ds. Mts. gegen 7½ Uhr abends wurde vom Flur des Hauses Untertrave Nr. 44 ein Fahrrad mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, gebogener Lenkstange, neuen Radmänteln und der vom Polizeiamt gelieferten Erkennungsnummer 10 702 gestohlen.

pb. **Verschwundenes Persenning.** Am 22. ds. Mts. ist beim Eisenbahn-Frachtgüterschuppen ein etwa 8 Meter langes und 4 Meter breites graues Persenning, gezeichnet Ch. P. u. Co. Lübeck Nr. 4 abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden.

pb. **Wegen Unterschlagung flüchtig.** Ein hiesiger Herbergswirt erstattete gegen seinen flüchtig gewordenen Hausdiener Hermann Karl August Behrend, geb. am 24. 10. 1881 in Weltzin, Anzeige wegen Unterschlagung und Diebstahls. Er behielt 5 Mk., die ihm zum Ankauf von Seegras übergeben waren für sich, und ist dringend verdächtig, sich einen blauen Jakettanzug mit weißen Punkten, der einem Einlogierer gehörte, angeeignet zu haben.

pb. **Des Sittlichkeitsverbrechens an Kindern verdächtig.** Festgenommen wurde ein hiesiger Arbeiter, der dringend verdächtig ist, sich eines Verbrechens nach § 176, 3 des St. G. B. schuldig gemacht zu haben.

pb. **Güterberaubung.** Ermittelt und festgenommen wurde ein hiesiger Hafenarbeiter, der sich in wiederholten Fällen der Güterberaubung schuldig gemacht hat. Eine in seiner Wohnung vorgenommene Durchsuchung förderte eine große Anzahl Gegenstände, als Herren- und Damenstiefel, Schokolade, Seifen, Lampen- und Kochmaschinendochte, Kakao, Konserven, Bürstenhalter, Kaffeebohnen pp. zutage. Eine ganze Anzahl der gestohlenen Sachen hatte er an Verwandte verschenkt. Diese werden sich wegen Hehlerei zu verantworten haben.

Stadthallen-Theater. Um den vielseitigen, an die Direktion seitens des Publikums gerichteten Wünschen zu entsprechen, kommt die sensationelle Schwank-Novität „Die gelbe Gefahr", welche bisher so glänzende Erfolge erzielte, am Donnerstag zur nochmaligen Aufführung. — Der Vorverkauf der Billetts findet von heute ab auch an der Theaterkasse des Stadthallen-Theaters von 11 bis 1 Uhr vormittags sowie in den bekannten Stellen statt.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Morgen, Mittwoch, erscheint Lessings klassisches Lustspiel „Minna von Barnhelm" zu kleinen Preisen auf dem Spielplan. Die Besetzung der Hauptrollen ist folgende: Tellheim — Herr Holstein; Minna — Frl. Horst; Franziska — Frl. Bolz; Just — Herr Fuchs; Wachtmeister — Herr Lassen; Wirt — Herr Albert; Riccaut de la Marliniere — Herr Uhink; Dame in Trauer — Frl. Brandes. Die Inszenierung des Werkes liegt in Händen des Herrn Regisseur Albert. Für Donnerstag befindet sich Beethovens große Oper „Fidelio" in Vorbereitung.

Ratzeburg. Mord und Selbstmord? In dem bekannten Sommer-Restaurant Weinberg wurde Sonntag abend gegen 10 Uhr bei einem Tanzvergnügen der Zahlmeister Sievers vom 9. Jägerbataillon mit einem Stich im Herzen sterbend aufgefunden. Er verschied nach einigen Minuten. Es konnte bis jetzt nicht festgestellt werden, ob es sich um Mord oder Selbstmord handelt.

Allermöhe. Großfeuer. In einem von sieben Familien bewohnten Hause auf dem Schaumannschen Hofe brach vorgestern abend in später Stunde ein Feuer aus, durch das das Gebäude vollständig eingeäschert wurde. Die Bewohner konnten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen, die Möbel sind aber fast völlig zerstört. Die Entstehungsursache des Brandes ist noch nicht ermittelt.

Kiel. Eine folgenschwere Schiffskollision hat sich gestern nacht auf der Außenförde in der Nähe des Friedrichsorter Leuchtturms ereignet. Der mit Stückgütern von der Nordsee kommende Bremer Dampfer „Leda" wurde von dem mit Weizen von der Ostsee einfahrenden Rostocker Dampfer „Albert Selk" mitschiffs an Backbordseite gerammt und derartig beschädigt, daß das Schiff, um das Sinken zu verhüten, sofort auf den Strand gesetzt werden mußte. Das Rostocker Schiff hat bei der Kollision eine starke Beschädigung des Vorderstevens davongetragen und mußte den Holtenauer Hafen als Nothafen aufsuchen.

Kiel. Die Millionenunterschleife auf der Kieler Werft. Dem „Berl. Tagebl." wird geschrieben: „Die Untersuchung über die Unterschleife auf der kaiserlichen Werft in Kiel, über die wir mehrfach berichteten, zieht immer noch weitere Kreise. In der vorigen Woche stand vor einer Zivilkammer in Kiel Termin an wegen eines Arrestes, der in Höhe von 500 000 Mk. gegen den oft genannten Altgroßhändler Falkenthal beantragt war. Unterdessen haben sich mehrere Firmen bereit erklärt, für Falkenthal eine Million Bürgschaft gemeinsam zu stellen. Die Entscheidung wurde deshalb vertagt. In der nächsten Zeit wird sich voraussichtlich auch das Hamburger Gericht mit einem Arrestantrag zu beschäftigen haben. Auch in Hamburg sind jetzt zwei große Geschäftsleute, die Althändler Hermann Jacobsohn und sein Sohn Siegfried verhaftet worden. Hermann Jacobsohn aus der Schaferkampsallee 43 war früher Mitinhaber der Firma Brackel und Sohn. Wie er selbst, so hat sich auch sein Sohn Siegfried am Alsterdamm 18 selbständig gemacht. Beider Geschäfte sind sehr umfangreich. Als jetzt auf Grund der Bücherprüfung und der Durchsicht der beschlagnahmten Korrespondenz zunächst Siegfried Jacobsohn verhaftet wurde, war sein Vater schon abgereist. Angehörige telegraphierten ihm nach Amsterdam, sein Sohn sei verhaftet, die Reise nach London sei notwendig. Jacobsohn senior packte darauf seinen Koffer; ehe er jedoch abfahren konnte, erschienen holländische und deutsche Kriminalbeamte, die ihn verhafteten. Auch bei diesen beiden Geschäftsleuten soll für die geschädigte Werft eine hohe Summe beschlagnahmt werden. Die Vergleichung der Werftbücher mit den Geschäftsbüchern der Firmen, die übrigens durch Berliner Bücherrevisoren ausgeführt wird, und die Durchsicht der beschlagnahmten Korrespondenz bringt immer größere Klarheit. Einige Personen, die in der Korrespondenz unter anderem Namen eine Rolle spielen, konnten erst aus einer Vergleichung der Urlaubslisten mit dem anderen Material festgestellt werden. So finden sich in der Korrespondenz die Namen Balboy und Rebbi I und Meschores und Rebbi II. Die ersten beiden bezeichnen den Direktor Heinrich, der noch immer in Untersuchungshaft sitzt, die beiden letzten den Inspektor Grunst, über dessen Verhaftung in einem Sanatorium zu Bodenbach schon berichtet wurde. Wie es bei der Vergebung des Altmaterials zuging, mögen einige Stichproben zeigen. Es kam vor, daß Falkenthal oder seine „Geschäftsfreunde" bestimmtes Material haben wollten, das noch nicht „submissionsreif" war. Hier half Heinrich nach. Er berichtete, daß der Raum, in dem das Material lagerte, durchaus zu andern Zwecken gebraucht werde. Dann mußte das Material eben submissionsreif sein, und Falkenthal und Genossen erhielten es im engeren Bewerb für den Preis, den sie geben wollten. Die Schmiergelder, die Falkenthal für Übergewicht zahlte, belaufen sich nach den bisherigen Ermittelungen auf 12000 Mark bis 14000 Mark das Jahr. Er kaufte zum Beispiel 195 110 Kilogramm, in der Tat wog man ihm aber 367 000 Kilogramm zu. In einem anderen Falle gab er für ein Übergewicht von 659 365 Kilogramm nur 3700 Mark. Die Ermittelungen spielen auch nach Berlin hinüber. Bis zum Jahre 1903 zurück dürfte sich alles genau feststellen lassen, und es ist wahrscheinlich, daß den bisherigen Verhaftungen noch weitere folgen werden."

Elmshorn. Ausstand. 70 Arbeitnehmer sind in der Gerberei von J. H. Strecker zu Elmshorn infolge eingetretener Lohndifferenzen am Sonnabend im Laufe des gestrigen Tages in den Ausstand getreten.

Wilhelmshaven. Die Herrlichkeit der preußischen Gesindeordnung präsentiert sich in folgender Nachricht: „Vom Schöffengericht Wilhelmshaven wurde kürzlich ein Dienstmädchen, das seinen Dienst vor Ablauf des Vertrages verlassen hatte, weil es heiraten wollte, zu 15 Mk. Geldstrafe verurteilt. Das Landgericht Aurich bestätigte dieses erstinstanzliche Urteil." Ein Mitglied des Allgemeinen deutschen Gärtner-Vereins hatte zum 1. Oktober eine Gutsgärtnerstellung angenommen, dabei war ihm als Bedingung gestellt, bis dahin verheiratet zu sein, weil die Gärtnersfrau natürlich, wie bekannt, hier auch mitarbeiten sollte. Darauf war der Gärtner eingegangen. Er trug sich schon länger mit der Absicht, sich zu verheiraten, weil er verlobt war. Nun aber diente seine Braut bei einem Gutsbesitzer, und es konnte hier auch nicht mehr rechtzeitig (das wäre am 1. Juli gewesen) gekündigt werden. Gütliche Vorstellungen halfen nichts, wie die „Allg. deutsche Gärtner-Zeitung" bemerkt, der Gutsherr drohte mit Bestrafenlassen und zwangsweiser Wiederzuführung durch die Polizei. Solchen Widerwärtigkeiten wollte sich das Mädchen nicht aussetzen. Ihr Bräutigam verlor dadurch die schon angenommene Stelle. Und die Braut ist in Gefahr, nun ihren Bräutigam zu verlieren. Fort mit den Gesindeordnungen!

Cuxhaven. Schwerer Unglücksfall. Der Matrose Busse wurde auf dem Feuerschiff „Elbe II" von einem niederstürzenden Teil des Besanmastes so unglücklich an der Stirn getroffen, daß er schon nach kurzer Zeit der Verletzung erlag.

Hadersleben. Ein Großfeuer vernichtete Seebergs Hof und Schmidts Besitz in Brendstrup.

Oldenburg. Eine tragisch-komische Geschichte wird aus Altenoythe (Oldenburg) berichtet. Dort wäre beinahe ein junges Menschenleben durch die Kopflosigkeit, oder wie man es nennen soll, zweier alter Frauen zugrunde gegangen. Die dreizehnjährige Tochter des L. wollte aus des Nachbars Brunnen einen Eimer voll Wasser schöpfen. Dabei bekam sie das Übergewicht und stürzte über das Geländer in die Tiefe hinab. Glücklicherweise gelang es ihr noch, sich an der Brunnenwand festzuhalten. So konnte sie mit dem Kopfe über Wasser bleiben und um Hilfe rufen. Längere Zeit dauerte es, bis die alte Nachbarsfrau Trine es hört und zum Brunnen geht, hineinschaut und dabei die Frage stellt: „Kind, bis du inn'n Soth?" Trine geht dann zur Nachbarin Libet und sagt, daß die L. in den Brunen gefallen sei. Libet geht mit, schaut in den Brunnen und sagt: „Kind, Kind, bis du in'n Soth?" Das Mädchen aber ruft ganz ängstlich: „Helpt mi doch hernt!" Da fällt den beiden Alten ein, die Mutter herbeizuholen. Als diese die Schreckenskunde hört, ergreift sie schnell die erste beste Leiter, eilt zum Brunnen, setzt sie hinein und in wenigen Augenblicken ist ihr Kind gerettet. So kann ein Brunnen selbst für größere Kinder noch gefährlich werden.

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. „Fra Diavolo", Oper in 3 Akten von Auber. Die Geschichte von dem galanten Räuber, welche Aubers Oper zugrunde liegt, interessiert immer noch, obwohl sie schon recht alt ist. Die Mischung von Romantik und Komik, wie sie Scribe im Libretto gibt, ist wirklich recht unterhaltend. Und dann das schlimme Ende des Helden! Man ist ihm eigentlich garnicht böse und dennoch freut sich das Publikum auf seinen Todessturz, zumal wenn derselbe recht nervenerregend ausgeführt wird. Aubers Musik ist graziös und leichtflüssig; sie wird dem Lustspielcharakter des ganzen Werkes glänzend gerecht. Nicht leicht ist jedoch die Wiedergabe der Oper, die höhere Anforderungen namentlich an das Darstellungsvermögen der ausführenden Künstler stellt, als das bei Opern im allgemeinen der Fall zu sein pflegt. „Fra Diavolo" ist in Lübeck in den letzten Jahren ständig auf dem Repertoir gewesen; auch ein Beweis für ihre Volkstümlichkeit. Die Aufführung im Neuen Stadttheater, welche am Freitag voriger Woche stattfand, machte zwar einen recht netten Gesamteindruck, jedoch konnten nicht alle Einzelleistungen volle Befriedigung erwecken. Herr Göbel faßte den Fra Diavolo viel zu schwer an; auch gesanglich. Der Absturz im dritten Akte gelang ihm hingegen in bester Weise. Sehr ungleich war das Engländerpaar. Während Herr v. Schenk den Lord Kockburn mit vielem Humor ausstattete und auch gesanglich ganz famos gab, war Fräulein

v. Neuendorf als dessen junge Frau in jeder Beziehung eindruckslos. Einen schönen Erfolg erzielte Frl. Stretten als Zerline. Die überaus wohllautende Stimme kam besonders in der Romanze „Erblickt auf Felsenhöhen" und im Gebet des zweiten Aktes vortrefflich zur Geltung. Den für einen Soldaten recht mutlosen Liebhaber Lorenz machte Herr Hofmüller zu einer wahren Jammergestalt. Da hätte Zerline besser getan, den Müllerssohn zu nehmen. Sehr lustig, allerdings nicht frei von Übertreibung wurden die beiden Banditen durch die Herren Haas und Höttges gespielt. Die kleine Rolle des Matteo wurde von Herrn Röpner in sehr annehmbarer Weise wiedergegeben. Die Chöre klangen manchmal recht verwischt. Herr Kapellmeister Pfeiffer führte die musikalische Leitung mit gewohntem Geschick. Die Szenerie, namentlich das Gasthaus mit den Ausblick auf das Gebirge, war prächtig. Das Publikum spendete reichen Beifall. P. L.

Literarisches.

Vom **„Wahren Jacob"** wird die 22. Nummer des 25. Jahrganges in den nächsten Tagen erscheinen. Aus ihrem Inhalt erwähnen wir die beiden farbigen Bilder „Friedensballett" und „Einzug in Liebenberg", sowie die weiteren Illustrationen „Spitzbubenmoral", „Die bevorstehende internationale Konferenz", „Die Macht des Glaubens", „Dringende Bitte", „Der deutsche Steuerzahler als moderner Mazepa", „Zweifel", „Eine Gewissensfrage", „Schmerzlich", „Patriotische Propaganda", „Der Fremdling", „Vorteilhaft", „Der Sargfabrikant", „Der Kanzleichef", „Sparsamkeit" und „Zweierlei". Der textliche Teil der Nummer bringt die Gedichte „Das Balkanfeuer", „Liebenberg", „Liebe Nachbarschaft" von Alfred Scholtz, „Die Berliner Hochbahnkatastrophe", „Herbst" von C. Leopold, „Christliche Gerechtigkeit", „Der Mann mit dem Hut", „Die Konstitutionellen", „Der Freisinn und Dr. Barth" von A. Stahl, „Aus dem neuen ABC-Buch", „Die Säbelrassler" und außer zahlreichen politisch-satirischen Prosabeiträgen noch die Großstadtskizze „Opfer" von Paul Enderling. Der Preis der 16 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co Sämtlich in Lübeck

Drucksachen jeder Art für **Vereine, Handwerker und Gewerbetreibende** werden sauber und pünktlich ausgeführt in der **Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote"**

Montag mittag 2 Uhr entschlief sanft und ruhig nach langem schweren Leiden in seinem 43. Lebensjahre unser guter Vater, Sohn, Bruder und Schwager, der Steindrucker

Julius F. C. Schrader.

Tief betrauert v. den Hinterbliebenen.

Beerdigung Donnerstag 3 Uhr von der Vorwerker Kapelle.

Für die vielen Geschenke und Gratulationen anläßlich unserer Hochzeit sagen Verwandten und Freunden unsern innigsten Dank.

E. Kreutzfeldt und Frau, geb. Timmermann.

Danksagung.

Für die uns anläßlich unserer Silber-Hochzeit erwiesenen Aufmerksamkeiten und vielen Geschenke sagen wir unsern herzlichsten Dank. **Heinr. Dietz und Frau geb. Sterly.**

Zum Wiegenfeste unseres lieben Fips (Paul Scharf) ein sächsisches Hoch! Saft, Seppl, Spund.

Freundl. möbliertes Zimmer zu verm. Waisenhofstr. 23, I., 2. Tür rechts.

Logis zu vermieten. Hundestraße 89—91, 3. Etage rechts.

Eleg. Schlafz.-Einr., gew. Plüschgt., Sofat., g. Spieg., Vert., Näht., gr. Teppich, Fach Vort., Petr.-Kronleuchter umständehalb. sehr billig zu verkaufen. Waisenhofstr. 23, I., 2. Tür rechts.

Fast neuer dunkler **Winterpaletot** f. stark. Herrn 15 Mk. Moltkestr. 34, part.

Zwei neue Betten sehr billig. Schillerstraße 4, parterre.

Gute Magnum bonum-Eßkartoffeln 200 Pfund 5 Mk. 50 Pfg. frei Haus **Wickedestraße 33.**

Hochfeinen fetten und mageren

Speck

Pfd. 85 Pfg.

ff. geräucherte

Mettwurst

Pfd. 1.00 Mk.

Löhnmann & Co.

Königstraße 127.

Rote Rabattmarken.

Heute und folgende Tage:

Prima Hammelfleisch

(Marschlämmer) pro Pfd. **65** Pfg.

Keule und Rücken 75 Pfg.

Johs. Ratze jun.,

Fleischhauerstraße 60. Fernruf 1481.

Billig! Billig!

Lebendfrische Stint empfiehlt

J. Boy, Königstr. 61. Marktthallenstand 46.

Konsumverein für Lübeck und Umgegend, e. G. m. b. H.

Unseren werten Mitgliedern zur gefälligen Mitteilung, daß wir Bestellungen auf

Kartoffeln

zur Lieferung ab Waggon nur noch bis morgen, Mittwoch abend, entgegennehmen können.

Gleichzeitig empfehlen wir als billig einige Sorten

Winteräpfel

a Pfd. 8 und 10 Pfg.

Der Vorstand.

Abreisenden aufbewahrt und nachgesandt werden Gegenstände aller Art, als: Mobilien, Koffer 2c. im Lagerhaus u. Speditionsgesch. Fischergr. 52.

Beerdigungs-Institut Gebr. Müter

Fernsprecher 427. Mühlenstraße 13.

Uebernahme ganzer Beerdigungen.

Größtes Lager in Särgen, Grabstöcken, Metall-, Perl- und Blattkränzen.

Einkleidungen jeder Art. Billigste Preise.

Viele Tausende

verdanken ihr ausgezeichnetes Wissen, ihre sichere, einträgliche Lebensstellung einzig dem Studium der weltbekannten **Selbstunterrichtswerke** Methode Rustin

Der wissenschaftlich gebildete Mann, Der gebildete Kaufmann, Der Bankbeamte, Das Gymnasium, Das Realgymnasium, Die Oberrealschule, Das Abiturienten-Examen, Die höhere Mädchenschule, Die Handelsschule, Die Mittelschullehrerprüfung, Der Einjährig-Freiwillige, Der Präparand, Der Gerichtsschreiber, Der Militäranwärter. Glänzende Erfolge.

Besondere Prospekte über jedes Werk und Anerkennungsschreiben gratis und franko. — Ansichtssendungen bereitwilligst. — Kleine Teilzahlungen.

Bonness & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Sehr empfehlenswert ist das in 60 Lieferungen a 40 Pfg. erschienene Werk:

PLATEN

Die neue Heilmethode. Lehrbuch der naturgemäßen Lebensweise, der Gesundheitspflege und naturgemäßen Heilweise.

Neu bearbeitet von 37 praktischen Aerzten, Pädagogen und Hygienikern, mit 10 farbigen naturgetreuen Modellen des menschlichen Körpers und der einzelnen Organe, bis in die kleinsten Teile zerlegbar; ferner 62 Chromo- und Kunsttafeln und 660 Abbildungen, über 3000 Textseiten, wovon wir einige Teile hervorheben, als: Die Krankheitslehre und deren Erkennung, Anwendungsformen der Naturheilkunde, Grundsätze, Methoden und die Mittel der Naturheilkunde, Gesundheitslehre der Naturheilkunde, Geschlechtsleben, syphilitische Krankheiten, das Kind und seine Pflege, das Weib in gesunden und kranken Tagen etc.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co., Johannisstr. 46. und deren Kolporteure. Johannisstr. 46.

Großes Verkegeln von fetten Gänsen und Enten

am Mittwoch, den 28. Oktober 1908

in MAUs Restaurant, Roeckstraße 45.

Anfang morgens 10 Uhr. Einsatz 50 Pfg. Hierzu ladet freundlichst ein **Karl Mau.**

Fahrrad-Reparatur-Werkstätte.

Alle Fabrikate werden fachgemäß und billig ausgeführt unter prompter Bedienung.

Emaillieren, Vernickeln billig und gut.

Carl Heynert, Lübeck

Moislinger Allee 6a. Fernspr. 1272.

Bairische Burg

Fleischhauerstraße 34.

Empfehle meine Lokalitäten.

ff. Hansabier. Kalte und warme Speisen.

Mittagstisch.

Daselbst angenehmer Familienaufenthalt. Zu regem Besuch ladet ein **Lenkefeld.**

Stch-Seidel a 10 Pfg.

Atelier für Zahntechnik und Zahnpflege. H. Schreiber, Breitest. 24

Deutscher Metallarbeiterverband

(Verwaltungsstelle Lübeck.)

Mitglieder-Versammlung

am Mittwoch, 28. Oktober,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung von den Lichtbildervorträgen.
2. Kartellbericht.
3. Verschiedenes.

Die Ortsverwaltung.

Sanitätsverband der freien Hilfskassen Lübecks.

General-Versammlung

am Donnerstag, 29. Okt.,

abends 8¾ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung vom 3. Quartal 1908.
2. Innere Verbandsangelegenheiten.

Der Vorstand.

D. C. F.

Donnerstag abend 8½ Uhr:

Versammlung

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Verein für Gesundheitspflege.

Donnerstag, 29. Okt., abends 8½ Uhr:

Vortrag des Herrn H. Satow

„Wie sollen wir wohnen"

im Gesellschaftshaus „Monopol", Johannisstraße.

Eintritt für Mitgl. frei, Nichtmitgl. 30 Pfg.

Ausspielen von **fetten Gänsen, Karpfen und Rauchfleisch**

auf einem Ziehbillard

am Sonntag, d. 1. November

Anfang 11 Uhr morgens. Einsatz 50 Pf. Hierzu ladet freundlichst ein

Franz Lüth, Karpfenstr. 21.

Universum

Mittwoch, den 28. Oktober 1908:

Große Benefiz-Jubiläums-Vorstellung

für den Kapellmeister **Wessely** unter Mitwirkung mehrerer auswärtiger Artisten, u. a. **Hans** und **Henny Holst.**

Donnerstag: Großer Komödien-Abend. **L. Puls.**

Hansa-Theater

Heute Dienstag:

Vorletztes Gastspiel

Nansens Seelöwen.

Stadthallen-Theater.

Donnerstag, 29. Oktober, abends 8 Uhr. Auf vielseitigen Wunsch:

Die gelbe Gefahr

oder: Die kleine Japanerin. Schwank von C. Kraatz.

Der Vorverkauf der Billetts findet von heute ab auch an der Theaterkasse des Stadthallentheaters von 11—1 Uhr vorm. sowie an den bekannten Stellen: **Nagel,** Markt 14, und **Roß,** Mühlenstraße 19, statt.

Neues Stadt-Theater Kassen-Telephon Nr. 298.

Mittwoch 7½ Uhr. Kleine Preise. Voll-Ab. 26., Mittwoch-Abonn. 4.

Minna von Barnhelm.

Lustspiel von Lessing.

Donnerstag 7½ Uhr. Große Preise. Voll-Abonnem. 27. Donnerstag-Abonnem. 4.

Fidelio.

Oper von Beethoven.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 252. Dienstag, den 27. Oktober 1908. 15. Jahrg.

Wie Kinder zu „Verbrechern“ werden.

Der Berliner Amtsgerichtsrat L. Fischer veröffentlicht in der „Vossischen Zeitung“ einen Artikel, der sehr viel Interessantes bietet. Wir hätten nur gegen die Bemerkung im letzten Absatz des Artikels, daß besser noch als die staatliche die private Fürsorge für die Schulentlassenen eingreifen müsse, einzuwenden, daß nur eine staatliche Fürsorge — vorausgesetzt natürlich, daß sie allen Anforderungen genügt — die Gewähr für eine zufriedenstellende Fürsorge bietet. Im übrigen aber spricht aus den Worten des Amtsgerichtsrats Fischer ein warmes soziales Mitfühlen und Mitverstehen.

Der Berliner Richter über Jugendliche schreibt:

„Tiefe Blicke läßt uns unser Beruf in die Menschenseele tun, Blicke besonders in die Welt der Mühseligen und Beladenen. Oft wünschte ich, ich könne meine Erlebnisse weiteren Kreisen bekanntgeben, sie besonders in die Kreise der Selbstsüchtigen, der Selbstzufriedenen, der Gedankenlosen tragen. Wenn diesen einmal das Gewissen sich regen will — von Elend und Not sind heute alle Tagesblätter voll —, so hilft man sich mit dem Troste, daß die da unten, die „breiten Massen des Volkes“, nicht oder nicht so tief ihre Lage empfinden. Sie sollten sich einmal die Mühe nehmen, selbst hinabzusteigen, selbst nachzusehen, und sie würden erstaunt sein, auch hier, wie „oben“, alle Regungen der Menschenseele vorzufinden: neben der Selbstsucht und allen daraus fließenden Untugenden und Lastern die Nächstenliebe in den mannigfaltigsten Formen, Liebe bis zur Aufopferung. Hier eine kleine Probe!

Ich hatte heute zwei Kinder zu vernehmen, Bruder und Schwester. Diebstahl und Hehlerei waren ihnen zur Last gelegt. Die Anklagebehörde wollte, bevor sie sich schlüssig machte, ob Anklage zu erheben sei, von mir wissen, ob die Beschuldigten „die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen hätten“. Das ist der Ausdruck des Gesetzes (vgl. § 56 und § 57 Reichsstrafgesetzbuchs), das in völlig veralteter, mit der heutigen Wissenschaft unvereinbaren Weise die Strafbarkeit vom Intellekt, statt von dem Zustande des Trieblebens, abhängig macht. Doch dies nur nebenbei! Das Mädchen, das sich wegen Diebstahls verantworten sollte, war 13 Jahre alt, der Bruder, der eine Hehlerei begangen haben sollte, war ein Jahr älter. Beide erschienen gemeinsam, in ihren besten Kleidern. Ich vernahm zuerst das Mädchen. Dieses war körperlich gut entwickelt; blond, mit treuherzigen blauen Augen, hatte sie das Typische der germanischen Rasse von ihren Voreltern unvermischt überkommen. Sie war fast schon zur Jungfrau herangereift. Trotzdem aber saß sie noch in der vierten Klasse, war also zwei Jahre etwa zurück. Sie erzählte mir ohne jede Scheu, ganz ruhig und unbefangen die Geschichte.

Der Bruder, gerade der Schule entwachsen, sollte sich Arbeit suchen. Ob er keine fand oder keine finden wollte, sagte mir die Schwester nicht. Er hatte jedenfalls keine Arbeit. Die Eltern aber, arme Leute, mit vielen Kindern, warteten bereits auf den Lohn, den dieser Sprößling „zuverdienen“ sollte. Der Junge — aus Angst — log: er erzählte, er habe Arbeit gefunden. Als aber die Woche um war und er den verdienten Lohn heimbringen sollte, da wurde ihm himmelangst, was nun werden würde. Denn die Hand des Vaters war, wie er aus Erfahrung wußte, hart, und noch Schlimmeres sah er voraus: daß ihm die Tür gewiesen würde. In seiner Not ging er zur Schwester, vertraute sich ihr an und bat sie, ihm zu helfen, sich Geld zu beschaffen. Diese — ein Krispinus in neuer Gestalt — war ihm zu Willen und wurde ihm zuliebe zur — Diebin. Auch sie mußte nämlich schon „zuverdienen“. In der schulfreien Zeit, an den Nachmittagen, wartete sie bei Fremden ein Kind. Dort, in der Familie, wo sie diente, nahm sie den Trauring des Dienstherrn von seinem Aufbewahrungsort und gab ihn dem Bruder. Der versetzte ihn, brachte von dem darauf empfangenen Gelde im Betrage von 12 Mk. der Mutter den angeblich verdienten Wochenlohn mit 10 Mk., den Rest aber verbrachte er bis auf 35 Pfennig, die er der Schwester gab. Diese kaufte sich für 30 Pfennig eine Brosche und gab das letzte, den „Sechser“, ihrem jüngeren Schwesterlein, ohne ihr von der Herkunft etwas zu verraten (wie sie vorsorglich hinzufügte).

So weit die Geschichte, die der Bruder in allem bestätigte. Welche Tragik liegt darin, und wie rührende Züge zeigt die Hauptperson! Zuerst die Tragik! Die Not der Eltern, die schwer kämpfen ums Dasein, gebiert die Lüge des Sohnes, diese, fortzeugend, den Diebstahl und die Hehlerei der Kinder.

Und auf der andern Seite: welcher fühlende Mensch wird der Schwester ernstlich zürnen ob ihrer Tat, die sich für den Bruder opfert und von der Frucht dieser Tat, soweit sie ihr zufiel, nach Befriedigung weiblicher Eitelkeit das letzte fortgibt? Ich würde das Erlebnis nicht einem größeren Leserkreis mitzuteilen wünschen, wenn ich nicht das Bedürfnis fühlte, eine Nutzanwendung daraus zu ziehen. Es ließ mir keine Ruhe, bis ich dies niedergeschrieben hatte, weil unmittelbar nach dieser Vernehmung ich eine andre hatte, die mir den Eindruck der ersten noch verstärkte und vertiefte. Ich hatte einem Knaben einen Verweis zu erteilen. Bei solcher Gelegenheit spreche ich mit dem Jugendlichen über das, was er treibt und wie er sich sein künftiges Leben zu gestalten gedenke. Der Knabe war in Gemeinschaft mit seiner Mutter erschienen. Der Vater hat nie Zeit. Er muß verdienen. Die Mutter erzählte mir, sie hätten zehn Kinder. Der Junge hatte jetzt eine gute Stelle. Er war Page in einem vornehmen Hotel. Ich fragte nach den Gehaltsverhältnissen und ob er nicht auch Trinkgelder erhielte und was er damit beginne. Die Antwort gab schnell die Mutter. Die Trinkgelder liefere er ab. Der Vater gehe täglich hin und hole sie (dazu ist natürlich Zeit!). Auf meine Frage, ob das Geld für den Jungen aufgespart werde, erwiderte sie: das könnten sie nicht; dazu reiche es nicht, sie kämen ohnehin kaum durch.

Dies bildet die Ergänzung des ersten Falles. Aus meiner kurzen Erfahrung als Jugendrichter allein könnte ich viele ähnliche Erlebnisse hinzufügen. Doch es sei damit genug. Es ergibt sich ja schon hieraus mit Deutlichkeit, daß in den arbeitenden niedern Klassen Eltern, besonders wenn sie viele Kinder haben, deren Arbeitskraft häufig so früh wie möglich ausnutzen. Das Kind muß, wenn es aus der Schule kommt, oft schon vorher, verdienen helfen. Kommen nun Zeiten wie die gegenwärtigen, da Handel und Wandel stocken, die Arbeitsgelegenheit gering ist, so wird das nicht etwa dem Kinde zugute gehalten, sondern es wird gescholten, geschlagen, ja — ich habe es neulich sogar bei einer Mutter erlebt — aus dem Hause gewiesen. „Wenn Du keine Arbeit hast, brauchst nicht wiederzukommen.“

Es gibt in Berlin einen überaus wohltätig wirkenden Verein, der sich der schulentlassenen Waisen annimmt. Für diese wird durch Beschaffung von Ausbildungs- und Arbeitsgelegenheit bestens gesorgt. Niemand aber hat meines Wissens (ich würde mich freuen, wenn mir das Gegenteil nachgewiesen würde) bisher der Schulentlassenen gedacht, die zwar Eltern haben, aber solche, die für sie nicht sorgen können oder wollen. Hier müßte, wie ich meine, die öffentliche Fürsorge, staatliche, oder noch besser private, in gleicher Weise eingreifen wie bei den Waisen. Der Jugendliche hat ein Recht auf Arbeit. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Der Beschäftigungslosigkeit der Jugend vorbeugen, heißt eine Hauptquelle der Kriminalität ablenken. Die Frage ist, des bin ich mir bewußt, nicht von heute auf morgen zu lösen. Aber sie muß aufgeworfen werde. Möchte der Tag nicht fern sein, da frische Kräfte sich regen, um dem hier geschilderten Notstand abzuhelfen.“

Die Nürnberger Lochgefängnisse.

Es gibt so leicht keinen größeren Kontrast, als nach einer Besichtigung der Prunkräume des Nürnberger Rathauses, geschmückt mit den Meisterwerken Albrecht Dürers, Adam Krafts, Veit Stoß' und Hans Behams des Älteren, den unter dem alten Rathaus befindlichen sogenannten Lochgefängnissen einen Besuch abzustatten. Neben der überaus reichhaltigen Sammlung von Folterwerkzeugen, die neben der Kopie der ehemaligen eisernen Nürnberger Jungfrau in einem Turme der Burg gezeigt werden, dürfte es in dem an Sehenswürdigkeiten wahrhaftig nicht armen Nürnberg doch nichts Interessanteres geben, als diese furchtbaren Verliese mit den sich anschließenden tatsächlich in Benutzung gewesenen Folterkammern.

„Wenn die Herren noch die Lochgefängnisse sehen wollen, das kostet noch extra 30 Pfg.!“ So sprach unsere kleine Führerin, die uns in immer gleichbleibender monotoner Weise die Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten des alten Rathauses gezeigt und erklärt hatte. Nachdem wir den Betrag entrichtet hatten, holte sie unter einem Tische, der vor der Kastellanwohnung stand, vier große Laternen hervor, steckte die darin befindlichen Lichte an, nahm eine davon selbst und einen neuen Schlüsselbund und mit den in Bayern üblichen „Bitt' schön, meine Herren!“ nahmen wir drei auch jeder eine von den Laternen und folgten unserer Führerin nach.

Wir hatten nicht weit zu gehen. In einer Ecke des kleinen Rathaushofs führten ein halbes Dutzend kleine und schon sehr ausgetretene Steinstufen zu einer dicken Holztür, nach deren Öffnung wir die ziemlich schmale Treppe betraten, die nach unten führt. Eine kalte, feuchte und modrige Luft strömte uns entgegen und ließ in uns die alte Phantasie aus der Kinderzeit, von den alten Burgverliesen, in denen die armen Gefangenen lebendig verhungern mußten, wieder aufleben. Unten angelangt, wurde uns, gewissermaßen als Vorzimmer des unterirdischen Gefängnisses, die Küche gezeigt, in der die Henkersknechte das „Essen“ für die Gefangenen zubereiteten. In einer tiefen Mauernische, die einen durch ein starkes Eisengitter abgeschlossenen Abzug nach oben hatte und die noch vollständig schwarz geräuchert erschien, soll der große Dreifuß gestanden haben, dessen sich die Henkersknechte zum Essenkochen bedienten. Von welcher Beschaffenheit dieses Essen für die armen Bewohner dieser Lochgefängnisse gewesen sein mag, kann nur der ermessen, der schon längere Zeit bei Rumfutsch, Dorschsuppe oder nicht weichgekochten Hülsenfrüchten mit stinkigen Kartoffeln in einem unserer preußischen Gefängnisse zugebracht hat. Man sieht förmlich, wie diese verachtenswertesten Kreaturen der alleinseligmachenden Kirche, vielleicht gar noch mit blutbefleckten Händen, aus der Folterkammer zurückkehrten, um den halbverhungerten Opfern der „peinlichen Gerichtsordnung“ das Mahl zu bereiten. Neben dieser Satansküche wird ein ebenfalls stockdunkler, feuchter Raum als die Speise- und Vorratskammer bezeichnet. Irgendwelche besonderen Merkmale konnten wir trotz unserer Laterne nicht entdecken; nur das eine war uns klar, nämlich, daß die dort vielleicht aufbewahrten Vorräte sich in einer fürchterlichen Verfassung befunden haben müssen.

„Wollen sich die Herren ein wenig bücken!“

Mit diesen Worten machte uns unsere Begleiterin klar, daß die Türöffnung, die nunmehr zu einem der dunkeln

Die weiße Nelke.

Kriminal-Roman von J. Kaulbach.

Nachdruck verboten.

Erstes Kapitel.

Mühsam richtete er sich im Sessel empor und ließ die Hände sinken, mit denen er das Gesicht verhüllt hatte.

Verwirrt, verstört schaute er umher. Vor dem Anblick der Wirklichkeit verwehte die leise, unklare Hoffnung, die ihn während der Minute künstlich geschaffener Dunkelheit umspielt hatte: die Hoffnung, daß er all das Schreckliche nur geträumt haben möge. Nein, es war kein Traum! Dies war sein Zimmer, in dem er jeden Gegenstand kannte! Dort zur Rechten die Tür zum Hausflur, links weiter vor die dunkle, mit Läden verschlossene, die über die Veranda zum Garten führte: ihr gegenüber die dritte: der Eingang zum Atelier. Auf dem Mitteltische leuchtete ruhig in der schwülen Luft die Flamme einer halbherabgebrannten Kerze und breitete ein mattes Licht über das Gemach.

Sie zeigte ihm alles, wenn auch zum Teil in Dämmerung versinkend: die Bilder, die Möbel, die Vorhänge, das zarte Ornament der Decke — — sie zeigte ihm auch das eine, gräßliche, das nicht hinein gehörte in diesen Raum: den Leichnam, der dalag, niedergesunken auf den Boden, gestützt von einem Sessel, gegen den er gefallen war, halbaufrecht gehalten durch den Widerstand, — die blasse, blutüberströmte Mädchengestalt, die mit ihren großen, weitgeöffneten Augen, in denen das Entsetzen des Todes noch wohnte, unverwandt zu ihm herzublicken schien.

Er meinte, diesen Blick nicht länger ertragen zu können, der so fest auf eine bestimmte Stelle seiner Brust gerichtet war, daß er unwillkürlich mit der Hand dorthin griff. Einen dumpfen Laut des Entsetzens ausstoßend, sprang er empor; Blut an seinen Händen — an seiner Brust! Das Blut des Mädchens, das dort vor ihm lag, dahingemordet in seiner üppigen Schönheit!

Das Gefühl einer wahnsinnigen Angst vor der Toten, die Empfindung, daß er etwas tun, etwas unternehmen, daß er Leute herbeiholen müsse, packte ihn plötzlich. Er stürzte zur Tür nach dem Flur und drückte auf die elektrische Glocke, die dort angebracht war. Ein langer, schriller, zitternder Ton klang durch das Haus, aber niemand kam.

Er irrte im Zimmer umher, wartend, zuweilen einen verstörten Blick nach der Leiche hinübersendend, deren Nähe er vermied. Bei ihrem Anblick kam ihm die Erinnerung an eine andere, geliebte Mädchengestalt. „Elisabeth!“ schrie es in ihm auf, und von einem erhöhten Schauder ergriffen, eilte er noch einmal zur Glocke, um ihren Ton von neuem wachzurufen. Zugleich aber riß er die Tür selbst auf, durcheilte den schmalen, dunklen Korridor, öffnete auch die Entreetür, trat auf den Flur und rief den Namen der Magd hinunter ins Souterrain.

Wieder vergingen ein paar Sekunden. Die Gerufene kam nicht. Endlich aber hörte er ein leichtes Geräusch, das von oben her zu ihm drang. Zugleich sah er, in das Treppenhaus hineinspähend, wie ein Lichtschein sich aus dem obersten Stockwerk zu ihm herabbewegte. Dann wurde eine weibliche Gestalt auf den Stufen sichtbar, die ein Licht in der Hand hielt.

„Haben Sie gerufen, Herr Claasen?“ fragte sie; „um Gottes willen, was ist geschehen?“

„Sie sind es, Fräulein Henzen! Gott sei dank, daß Sie kommen!“

„Aber, was fehlt Ihnen? Sie sind bleich wie der Tod! Ist ein Unglück . . .?“

Er rang vergeblich nach Worten, sein hübsches, feines Gesicht mit dem dunklen Haar und Bart war verzerrt. Mit einer Handbewegung nur hieß er sie eintreten. Sobald sie die Schwelle überschritten hatte, stieß sie einen Schrei aus und eilte zur Leiche hinüber, um dann doch, von Entsetzen gebannt, auf halbem Wege inne zu halten.

„Ist sie — ist sie tot?“ stammelte das Mädchen.

„Tot, — ermordet!“

„Ermordet!“ Sie sah ihn an; es war ein seltsamer Blick, scharf und klar, aus tiefen, schwarzen Augen, die auf dem Grunde seiner Seele schienen lesen zu wollen.

„Ich habe sie gefunden, so wie sie daliegt. Ermordet — hier in meinem Zimmer! Es sind noch keine zehn Minuten, seit ich nach Hause gekommen bin. Auf dem Flur war es dunkel, Sie haben es ja gesehen. Im Finstern tappe ich mich nach der Tür, im Finstern suche ich Licht zu machen, das nicht auf seinem gewohnten Platze steht. Endlich habe ich es gefunden, zünde ein Streichholz an, und da sehe ich es! O, es ist gräßlich, gräßlich!“

„Und ebenso unverständlich, wie gräßlich,“ sagte das Mädchen, mit ihren schwarzen, durchbohrenden Augen ihn noch immer unverwandt betrachtend. „Wie kommt das Fräulein hierher zu Ihnen um diese Zeit in die verschlossene Wohnung?“ Sie trat einen Schritt näher zu ihm heran; „Herr Claasen, können Sie sich denken, wer diese ruchlose Tat begangen haben kann?“

Er öffnete die Lippen, um ihr zu antworten, aber in demselben Augenblick verstummte er wieder mit einem erstickten Laute des Schreckens. An der Verandatür war ein Klopfen ertönt, das ihn jäh hatte zusammenfahren lassen.

„Es hat geklopft, dort an der Tür zum Garten,“ sagte das Mädchen; „warum sind Sie so erschrocken?“

„Nicht erschrocken — nicht weiter erschrocken — es sind nur die Nerven. Der gräßliche Anblick hat mich aller Fassung beraubt. Ich weiß — ich kann mir denken, wer es ist. Es wird der Rechtsanwalt Glaubitz sein, ein Bekannter von mir, er besucht mich öfters noch abends und nimmt dann häufig den Weg durch den Garten.“

Mit wankenden Schritten ging er zur Verandatür und öffnete sie. Die Flügel schlugen nach außen auf, sodaß der Davorstehende in die Dämmerung zurückweichen mußte und das Zimmer nicht sogleich übersehen konnte. Von dorther klang eine tiefe, doch etwas harte Männerstimme:

„Guten Abend, Claasen, — wie gehts? Nun, wie weit ist neulich — ich meine, das Porträt von — — — Ah — Sie haben Besuch —“ Er hielt im Reden inne und blickte, nähertretend, von Meta auf Richard, als ob ihn deren verstörte Mienen befremdeten. Claasen aber stellte sich, um ihm den unerwarteten Anblick der Toten zu ersparen, vor ihn hin, ergriff seine beiden Hände und sagte im Tone tiefster Erschütterung:

„Hier ist ein furchtbares Unglück geschehen, fassen Sie sich zusammen, Glaubitz, es ist ein Verbrechen . . .“

Der Rechtsanwalt prallte entsetzt zurück; in seine hageren, bartlosen Züge trat ein Ausdruck tödlichen Erschreckens. Fast unsanft drängte er den Maler beiseite. Er hatte die regungslose Gestalt am Boden erblickt.

„Ein Mord!“ schrie er auf, „ein Mord hier bei Ihnen! Das ist ja die Goladtka, die Schauspielerin vom Lessingtheater, die Sie gemalt haben!“

Gänge führte, in denen sich die Einzelzellen befinden, für Leute mit steifen Hüten eigentlich nicht berechnet war.

„Dies hier ist eine von den einigen zwanzig Zellen, die hier unten für schwere Verbrecher bestimmt waren!"

Wir traten näher. Die einstigen Zellentüren sind beseitigt, die Türöffnung so schmal, daß nur eine Person hinter der anderen dieselbe passieren kann. Ein stilles Grauen überfiel uns, als wir den innern Raum betraten. Ein Loch, kaum 2½ Meter im Geviert, gerade mannshoch, und ringsherum kalter, nasser Stein. An der Wand, dem Eingang gegenüber, befand sich als Bettstatt eine Art Pritsche aus Holz, wie sie heute noch in den Wachtstuben der Soldaten im Gebrauch sind.

„Betten bekamen die Gefangenen nicht!" meinte lakonisch unsere Führerin, und fügte hinzu, indem sie auf einen großen runden Stein wies, der in einer Ecke der Zelle lag, „dies war der Ofen, wenn es zu kalt war, machten die Henkersknecht den Stein heiß und brachten ihn in die Zelle!"

Sonst war nichts zu sehen, kein Fenster, kein Stuhl, kein Tisch, nichts als das elende Holzgestell, auf dem der arme Delinquent seine zerschundenen Gliedmaßen strecken konnte. Wie oft mögen sich die Fingernägel in das morsche Holz gegraben haben, wenn das Opfer der „heiligen Inquisition", den zerfolterten Köper auf der harten Ruhestatt wälzte? Wieviel Schmerzensschreie von unschuldig gequälten Menschenkindern mögen ungehört an diesen Steinwänden verhallt sein? Wieviel Flüche über die damalige, auch schon göttliche Weltordnung zu der von keiner Lampe erhellten Decke gestoßen sein?

In grausiger Eintönigkeit reiht sich hier Zelle an Zelle, oder, besser gesagt, Loch an Loch. Nur in zwei dieser Lochgefängnisse zieht sich an einer Querwand eine stark abgenutzte Holzbank entlang. Es sind die Zellen, in denen die jugendlichen Gefangenen beiderlei Geschlechts untergebracht wurden. Nicht weit davon befindet sich ein ebenfalls stockfinsterer Raum, in dem sich noch ein spanischer Bock im Original vorfindet. Das Gestell, worin die Gelenke der Füße und Hände eingeklemmt wurden, nimmt den halben Raum der Zelle in Anspruch und ist für drei Gefangene eingerichtet. Es soll nicht selten vorgekommen sein, daß beim Auseinanderschrauben dieses Martergeräts der eine oder andere der darin Sitzenden bereits seinen Geist aufgegeben hatte. Für derartige Fälle war eine Totenkammer vorhanden, in die die Verstorbenen gelegt wurden, um — wie unsere Führerin naiv bemerkte — „bei Gelegenheit" begraben zu werden. In das Stöhnen und das Gewimmer der Gefolterten mischte sich zum Überfluß noch der Geruch der Toten aus der Totenkammer. Ein würdiges Relief zu Dantes „Hölle".

Übrigens haben die adligen Schnapphähne in der Mark Brandenburg, besonders die Quitzows, auf ihren Raubnestern eine ähnliche Einrichtung wie diesen spanischen Bock gehabt. Sie figurierte unter der Bezeichnung „Judenklemme" und diente dazu, ein hohes Lösegeld zu erpressen. Mancher arme Jüd soll in dieser Klemme sein Leben ausgehaucht haben.

In dem nächsten größeren Raume befand sich im Original die berüchtigte Streckvorrichtung. Um ein Geständnis zu erpressen, wurde der Delinquent mit den Füßen an einen Strick gefesselt. Der Strick, mit dem die Hände zusammengebunden waren, lief oben dicht unter der Decke über eine Holzwalze, die „fein langsam" angedreht wurde und dem Gestreckten die Glieder zu zerreißen drohte. In diesem gestreckten Zustand wurden dem vor Schmerzen seiner Sinne nicht mehr Mächtigen die nötigen Geständnisse abgepreßt. Reichten die Schmerzen noch nicht aus, dann wurde die Walze noch ein klein wenig angedreht. Oben an der Decke, in der Gegend, wo bei der Prozedur der Kopf des Opfers sich befand, wird ein ovales Loch gezeigt. Es bildete eine Art Sprachrohr und stand mit dem Rathaussaal in Verbindung. Jedes Wort, was aus dem Munde des Gefolterten kam, wurde von den oben horchenden Richtern sofort protokolliert und dem Angeklagten später vorgehalten. Wurde einmal ein Delinquent bei dem Strecken ohnmächtig, dann sorgte die Justiz von damals, wie der Zarismus von heute, auch dafür, daß er wieder zu sich kam. Am Boden dieses kleinen unterirdischen Saales war nämlich eine Vertiefung vorhanden, die mit Wasser angefüllt war. Hier wurde der Besinnungslose eingetaucht.

Wir hatten eigentlich genug und doch boten diese grauenvollen Räume noch scheußlichere Sachen. Ohne mit der Wimper zu zucken, zeigte uns unsere Führerin die Mauernischen, worin die zum Hungertode Verurteilten lebendig eingemauert wurden. Ganz am Ende dieses Jammerlabyrinths befindet sich der berühmte drei Viertelstunden lange unterirdische Gang, der von den Gefangenen angelegt wurde, und der zu dem tiefen Brunnen oben auf der Burg führt. Diesen Gang mußten die Gefangenen benutzen, um sich ihr Trink- und anderes Wasser zu besorgen.

Wir sehnten uns wieder nach Licht und Luft. Der Modergeruch des Mittelalters, der uns hier auf eine halbe Stunde umfangen, hatte ein Gefühl des Fröstelns und des Ekels hervorgerufen. Ganz flüchtig besichtigten wir noch auf dem Rückweg die „Hexenwiege" und den Raum, worin die Bäckermeister, die zu kleines Brot gebacken hatten, gestäupt, d. h. regelrecht verhauen wurden. Oben angelangt, holten wir zunächst einmal tief Atem, gaben unsere Laternen ab und eilten dann über die Eisengitter, unter denen sich die Verliese befinden, so schnell wir konnten unserem Kongreßlokal zu.

Napoleon I., der die Bleikammern Venedigs schließen ließ, hat auch die Nürnberger Lochgefängnisse nach der ersten Besichtigung sofort außer Benutzung stellen lassen. Wer wird einmal die Folter der modernen Zellengefängnisse beseitigen? —

Soziales und Parteileben.

Koalitionsrecht und Postverwaltung. Die gehässige Verfolgung aller Bestrebungen auf Anerkennung des reichsgesetzlich garantierten Koalitionsrechts für die Arbeiter und Beamten der Staatsbetriebe ist gutpreußische Tradition. Besonders tat sich darin auch der trockene Bureaukrat hervor, der zurzeit an der Spitze der Reichspostverwaltung steht. Kürzlich wurde nun in der bürgerlichen Presse berichtet, daß der Staatssekretär des Reichspostamts entgegen seiner bisherigen Haltung das Vereinigungsrecht der Postunterbeamten anerkannt habe. Diese von vornherein wenig glaubwürdige Nachricht wird jetzt von der „Vossischen Zeitung" als unrichtig bezeichnet. Herr Krätke hält seinen Widerspruch gegen die Zusammenfassung der Organisationen zu einem Reichsverbande aufrecht, ja, nicht einmal die gemeinsame Beratung von Bezirksvertretern über Berufsfragen soll er gestattet haben. Der Staatssekretär hatte zwar Erhebungen aus Anlaß der ihm unterbreiteten Wünsche der Postunterbeamten, die die Gewährung des Koalitionsrechts bezweckten, anstellen lassen, aber von einer Sinneswandlung der obersten Postbehörde in dieser Frage im Einklang mit den sozialen Veränderungen der Zeit und dem wachsenden Verständnis für die Bedeutung der Organisation ist noch keine Rede. Das war natürlich nicht anders zu erwarten.

Liberaler Terrorismus. In Sonneberg (Sachsen-Meiningen) gründeten im vorigen Herbst unsere Genossen ein Parteiorgan, dem die dortigen sogenannten Liberalen und Freisinnigen, die nun in ihrer Ruhe aufgestört wurden, bald grimme Rache schworen. Da die Liberalen auf politischem Gebiete dem „Volksfreund" nicht beikommen konnten, suchte man ihn geschäftlich zu ruinieren. Im „liberalen" Ortsverein wurde beschlossen, alle Geschäftsleute aufzufordern, nicht mehr im „Volksfreund" zu inserieren, keine Druckaufträge zu geben, und keine Anteilscheine zu nehmen. Bekannte Freisinnige sprachen persönlich bei den Geschäftsleuten vor, um diese scharf zu machen. Auch jetzt hat man dieses Treiben wieder erneuert. Wenn aber die Liberalen durch ein so trauriges Verhalten glauben, Erfolge gegen unser Organ erzielen zu können, werden sie sich getäuscht sehen. Unsere Genossen drehen den Spieß jetzt um. In 9 auf den nächsten Sonntag anberaumten Volksversammlungen wird man beschließen, nur in solchen Geschäften einzukaufen, die im „Volksfreund" inserieren. Die Geschäftsleute werden sich dann überlegen müssen, ob sie den Anordnungen des liberalen Ortsvereines folgen oder ihre Kundschaft einbüßen wollen.

Einen sozialdemokratischen Bürgermeister wählten im Frühjahre unsere Genossen in dem kleinen Waldorte Geschwenda (Schwarzburg-Sondershausen), wo sie im Gemeinderate über die Mehrheit verfügen. Der Gewählte wurde jedoch nicht bestätigt. Jetzt hatte sich der Gemeinderat wieder mit der Wahl des Bürgermeisters zu befassen. Während die bürgerlichen Gemeinderatsmitglieder größtenteils weiße Stimmzettel abgaben, wählten unsere Genossen den Skalenschreiber Hermann Stade, also wieder einen Arbeiter. Nun hat der Landrat und die Regierung das Wort, trotz des Selbstverwaltungsrechts der Gemeinden.

Aus dem Gerichtssaal.

Verurteilter Mörder. Das Schwurgericht des Landgerichts I Berlin verhandelte wegen Mordes gegen den 25jährigen Schlachtergesellen Hermann Hoffmann, der 2¾ Jahre als Schutztruppler an den Kämpfen gegen die Hereros teilgenommen hat. Der Angeklagte, der am 22. Juli 1907 im Café Westminster die Prostituierte Minna Pade erschossen und in der ersten Verhandlung am 5. Oktober 1907 erklärte, er habe die Tat in einem Dämmerungszustande verübt, ist in der Zwischenzeit auf seinen Geisteszustand untersucht worden. Auf Grund der Beweisaufnahme bejahten die Geschworenen die Schuldfrage unter Zubilligung mildernder Umstände. Das Urteil lautet auf drei Jahre Gefängnis unter Anrechnung von einem Jahre Untersuchungshaft.

Wichtig für die Presse ist ein Urteil des Schöffengerichts in Posen. Der verantwortliche Redakteur eines dortigen Blattes war wegen Vergehens wider das Preßgesetz angeklagt, weil er eine Berichtigung nicht aufgenommen hatte. Die Berichtigung war „an die Redaktion", nicht an den verantwortlichen Redakteur persönlich adressiert, und das Gericht sprach deshalb den Angeklagten frei, ohne sich erst zur Beratung zurückzuziehen.

Wegen 45 Pfennig — 1 Jahr Gefängnis. Vor dem Landgericht München I stand eine arme Tagelöhnerfrau unter der Anschuldigung des Verbrechens des schweren Diebstahls. Die Frau hatte mit einem ihr gehörigen Schlüssel die Kellerabteilung einer Nachbarin geöffnet und daraus einen Arm voll Holz (sogenannte Schwartlinge) im Werte von **45 Pfennig** entwendet. Vor Gericht war die bedauernswerte Frau, die wegen unerheblicher Diebstähle vorbestraft ist, unter Tränen geständig, wobei sie sich auf ihre bittere Notlage berief. Die Strafkammer verurteilte die Frau zu 1 Jahr Gefängnis. Das ist für diese Tat das Strafminimum. Der Vorsitzende bedauerte, daß dem Gericht die Möglichkeit genommen sei, eine mildere Strafe auszusprechen.

Ein Pfarrer zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafkammer Mülhausen i. E. verhandelte, wie die „Frankf. Ztg." mitteilt, gegen den Pfarrer Romolin von Liebsdorf wegen Beleidigung des Amtsgerichtsrats Stürmer und wegen Vergehens gegen die §§ 110 und 111 des Reichsstrafgesetzbuchs (öffentliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze und Widerstand gegen die Staatsgewalt). Die Strafkammer erkannte wegen Beleidigung auf 2 Monate und wegen öffentlicher Aufreizung zum Ungehorsam gegen die Gesetze und Widerstand gegen die Staatsgewalt auf fünf Monate Gefängnis, welche in eine Gesamtstrafe von sechs Monaten zusammengezogen wurden. Der Staatsanwalt hatte einen Monat Gefängnis beantragt. Das Gericht hielt jedoch eine sechsmonatige Gefängnisstrafe wegen der hohen Stellung des Angeklagten für angebracht.

Wegen traurigen Schauens bestraft. Im Parke in der schönen Stadt Graz. Auf einer Bank in der Allee sitzt dort ein armer Greis, die Krücken neben sich hingelehnt, und schaut neidig auf die frechen Spatzen, die eben Futter bekommen haben. Eine Dame und ihr Kavalier stolzieren vorüber. Eben fragt die Dame ihren Begleiter, was er gerade lese, als sie, unwillig aufstampfend, den alten Mann erblickt. „Ekelhaft, wie dieser zerlumpte Mensch verhungert und zudringlich dreinschaut", spricht sie. „Es wäre hier recht schön im Stadtpark, wenn nicht eine solche Bagage herumlungern würde. Wirklich ein Skandal! . . ." „Äh, äh!" klingt die Antwort, „stimmt, eine Schande für Graz." Dann gehen sie weiter. Beim Burgtor steht ein Wachmann, den sie auf den Bettler mit den zudringlichen Augen aufmerksam machen. Der Wachmann, aus Langeweile oder gezwungen durch die Beschwerden der noblen Herrschaften, schreibt den Mann auf und macht die Anzeige beim Gericht . . . Vor dem Grazer Bezirksgericht: Auf den Krücken schleppt sich der Alte in den Saal. Der Richter schüttelt mitleidig den Kopf, er bietet dem Alten, der auf einem Fuß eine schwere Wunde hat, einen Stuhl an und es hat den Anschein, als ob er selbst überzeugt sei, daß dieser Greis gar nicht gestraft werden kann; aber nein. Schon in dem nächsten Augenblick ist er wieder ganz Gesetzbuch. Der Alte erzählt, daß er 62 Jahre alt sei, für drei Kinder zu sorgen habe und sich als Zimmermann ein Fußleiden zugezogen habe, an dem er nun schon fünf Jahre leide und das ihm jede Arbeit unmöglich mache. Richter: Haben Sie damals gebettelt? — Angeklagter: Nein! — Richter: Sie sind aber auf der Bank gesessen und haben traurig dreingeschaut. — Angeklagter: Jo, lustig kann i net dreinschauen, Herr Richter, bei so an' Elend. Und am Stadtpark muaß i sitz'n, weil mir der Doktor g'sogt hot, daß i viel in d' Luft gehn sollt'. — Richter: Warum sind Sie nicht weiter hinaus, zum Beispiel auf den Hilmteich, gegangen? — Angeklagter (wehmütig): Ach Gott, durt hob'n s' mi a schon furtg'schofft. Herr Richter, i hob' jo nix bettelt. Wenn mir oba a guata Mensch freiwilli was gibt, wer i's do net obschlog'n. — Richter: Na, es ist doch spaßig, daß Sie so herumsitzen und traurig dreinschauen. — Der Angeklagte gibt keine Antwort. — Es tut mir leid, fährt der Richter fort, aber ich muß Sie verurteilen. Sie sind auch schon wegen des gleichen Delikts vorbestraft. — Der Richter verurteilt ihn zu drei Tagen Arrest, weil er traurig dreingeschaut hat. O Gerechtigkeit, schaust du bei einem solchen Urteil nicht auch traurig drein? . . .

Er tat einen Schritt zu der Toten hin und starrte wortlos auf sie nieder. Dann wandte er sich um, sah Claasen an mit einem wilden Blick und rief: „Was ist mit ihr geschehen? Und wer hat diesen verruchten Mord begangen? Claasen, wie kommt sie zu Ihnen — in Ihre Wohnung?"

Auf dem Boden, unter den Saum des Kleides geglitten, lag ein spitzer, blutbefleckter Dolch. Glaubitz' Fuß stieß dagegen. Er hob die Waffe auf und betrachtete die spitze, scharfe Klinge und den feingearbeiteten, altsilbernen Griff; Claasen hatte diesen Dolch als Modell zu einem Bilde benutzt! Mit einem entsetzten Blick hielt der Rechtsanwalt ihn dem Maler entgegen. — „Um Gottes willen — Ihr Dolch, Claasen — wie ist es zu verstehen?"

„Ich weiß nichts," stammelte Richard, „ich bin selbst wie vom Schlage gerührt gewesen . . . . und mein — — mein Dolch! — —" er verstummte, aschfahl im Gesicht.

„Gerechter Himmel!" schrie Meta Henzen mit einem Male jäh auf, „Ihr Anzug ist mit Blut befleckt — und hier — überall Blut, — an Ihrer Hand — retten Sie sich, Herr Claasen, sonst kommt das Gericht über Sie!"

Das leidenschaftliche Mädchen stand eine Weile mit fliegendem Atem und funkelnden Augen vor dem niedergeschmetterten Manne. Dann stürzte sie hinaus. Der junge Maler fühlte, daß eine große Schwäche ihn zu lähmen drohte. Mit aller Willenskraft hielt er sich aufrecht. Jetzt bemerkte auch Alfred Glaubitz die Blutstropfen an seiner Hand. Seine wildrollenden Augen richtete er auf den Unglücklichen, er faßte dessen Gelenk mit eisernem Griffe.

„Claasen — Claasen —" flüsterte er in furchtbarer Erregung, „der Dolch und die Blutspuren und alles — alles erzeugt einen schrecklichen Verdacht gegen Sie!"

Claasen brach fast zusammen unter der Wucht dieser zermalmenden Worte. Er rang die Hände und fiel kraftlos auf einen Stuhl. Von seinen bleichen Lippen kamen endlich stammelnde, von Qual durchbebte Worte:

„Retten Sie mich aus dieser entsetzlichen Lage, Glaubitz, ich flehe Sie an — stehen Sie mir bei!"

„Wir müssen überlegen, lieber Freund, lassen Sie uns Zeit", gab der Rechtsanwalt zur Antwort. „Was hatte das Mädchen hier bei Ihnen im Zimmer zu tun? Zu später Abendstunde? Und dieser Dolch — können Sie beweisen, daß er nicht der Ihrige ist?"

„Ein Rätsel — ein grausenvolles Rätsel!" rief Claasen fassungslos.

„Aber Sie haben die Goladtka doch gemalt — sie muß doch täglich zu ihren Sitzungen gekommen sein. Wie ist es möglich, daß Ihnen dies alles so rätselhaft sein soll?"

„Und doch kann ich das Wort, das ich spreche, beschwören! O, sagen Sie mir, was können wir tun?"

Glaubitz hatte jetzt seine Erregung einigermaßen überwunden. „Zunächst werde ich gehen und einen Arzt holen," sagte er ruhiger; „Doktor Gröner wohnt hier ganz in der Nähe. Und dann — es ist besser, damit nicht zu lange zu warten — werde ich auch gleich die Polizei benachrichtigen."

„Tun Sie das — gehen Sie, aber kommen Sie bald zurück!"

Glaubitz verließ das Zimmer und ließ Richard Claasen in Verzweiflung zurück. Eine dumpfe Niedergeschlagenheit überfiel diesen. Wie im schweren Traum saß er da auf einem Stuhl neben dem Tisch; er fühlte nicht und dachte nicht; es lag nur wie ein Alpdruck auf ihm. Draußen ließen sich bald verworrene Stimmen, Schritte, hastig hervorgestoßene Laute vernehmen. Dann wurde die Tür aufgerissen, die Magd stürzte in das Zimmer, laut weinend und sich anklagend, daß sie das Haus verlassen habe, während niemand zu seinem Schutze da war. Ihr auf dem Fuß folgten der Kriminalkommissar Meyer und ein Schutzmann in Begleitung von Alfred Glaubitz.

Noch immer saß Claasen, einem Betäubten gleich, im Sessel. Er war unfähig aufzustehen, als die Beamten mit Glaubitz eintraten. Die flackernde Kerze war fast herabgebrannt und verbreitete ein unsicheres Licht.

Nach einer kleinen Pause erschien auch der Arzt.

„Bringen Sie eine Lampe", befahl der erste Beamte dem Dienstmädchen.

Als dieses, zitternd am ganzen Körper, den Auftrag erfüllt hatte, betrachteten die Beamten genau die Lage der Leiche und untersuchten mit kundigem Auge die Wunde und die Blutspuren. Dabei unterließen sie nicht, den Maler scharf zu beobachten, dessen Verstörtheit ihnen zu denken gab. Wenigstens wechselten sie einen Blick des Einverständnisses miteinander, als Glaubitz ihnen die verhängnisvolle Waffe einhändigte.

„Gehört Ihnen dieser Dolch?" fragte der Kriminalkommissär. Richard nickte.

Der Schutzmann suchte indessen nach Gegenständen, die vielleicht die Sache noch klarer erhellen konnten. Anfangs fand er nichts; doch endlich bückte er sich nach einem Gegenstand, den der Schein der Lampe, die er in der Hand hielt, grell beleuchtete: Es war eine große, weiße Nelke. Der Mann hob die Blume auf und betrachtete sie. Der Fund schien an sich nicht wichtig; nur weil alles, was neben der Leiche auf dem Boden lag, vielleicht auf irgend eine Spur führen konnte, erhielt das Dienstmädchen den Auftrag, die Nelke in ein Wasserglas zu stellen.

Der Arzt hatte inzwischen die Wunde untersucht; er konnte nichts tun, als den vor etwa dreiviertel Stunden eingetretenen Tod konstatieren.

Eben wollte der Kriminalkommissär mit Claasen, an dessen Anzuge er die Blutspuren wahrgenommen hatte, ein Verhör beginnen; da traten Meta Henzen und deren Vater ins Zimmer. Der Buchhalter Henzen, ein hagerer Mann, dessen knochiges Gesicht von einem langen, weißen Bart umrahmt war, gab sich stets das Ansehen großer Ehrwürdigkeit. Er hatte mitunter etwas Feierliches in seinem Wesen, namentlich bei außerordentlichen Vorfällen, wenn er zufällig deren Zeuge war. Er war viel in der Welt herumgekommen, und man hielt ihn für einen absonderlichen Menschen.

Ganz im Gegensatz zu seiner leicht erregbaren Tochter, bewahrte er fast immer eine äußere Ruhe. Meta zog ihn zu der Leiche heran und rief außer sich: „Sie hier, Vater, so lag sie, als ich eintrat, mit der blutigen Wunde in der Brust! Und Herr Claasen sah selbst aus, wie der Tod! Haben Sie keinen Verdacht, wer es getan haben könnte — keinen?" wandte sie sich an die Beamten, während ihr Blick auf den Maler gerichtet war, der noch immer in derselben Stellung verharrte.

„Der Dolch dieses Herrn, der dort auf dem Boden gefunden wurde, und die Blutspuren an seinem Rock geben allerlei zu denken", berichtete Meyer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Proletariat auf der Landstraße.

In der „Sozialen Praxis“ berichtet Dr. Erich Francke seine Erfahrungen, die er als „stellenloser Fabrikarbeiter“ im Sommer dieses Jahres bei einer mehrwöchigen Wanderung durch Süddeutschland gesammelt hatte. Sein Weg führte ihn auch nach Ansbach und Nürnberg, ein Abstecher nach Spalt zu den Hopfenzupfern.

Wenn der Wandernde aus Geldmangel nicht im Freien oder im Obdachlosenasyl übernachten muß, stehen ihm verschiedene Arten der Herbergen zur Verfügung. Die schlechtesten im Durchschnitt sind die „wilden“ Herbergen, d. h. Gasthöfe niedrigster Sorte. In ihnen herrscht oft eine Unsauberkeit, die auch der geringsten hygienischen Anforderung Hohn spricht. Die Betten schlecht und schmierig, nie durchgelüftet, in großer Anzahl in engen, dickigen Räumen aufgestellt, die Waschgelegenheit gänzlich unzulänglich, die Wirtschaftsräume unreinlich, die gebotenen Speisen oft ekelerregend. Und dabei sind diese Herbergen nicht einmal billig: der Wirt kann seine Preise ja selbst bestimmen, er sucht eben möglichst zu verdienen. Und trotz dieser manchmal schaudererregenden Zustände dienen sie den Behörden ab und zu als Verpflegungsstationen.

Die Zusammensetzung der Leute von der Landstraße hat sich gegen früher stark geändert. Verschwunden ist vor allem fast ganz der Handwerksbursche alten Schlages, der freiwillig wandert, um zu lernen. Nur in ganz seltenen Fällen trifft man noch einen Schreiner, der dann auch noch die ehemaligen Zeichen des wandernden Gesellen trägt: Zylinderhut und Knotenstock. Im Verschwinden begriffen sind die weiblichen Landstreicher, die „Tippelschicksen“ früheren Gedenkens. Heute kann man die Leute der Landstraße nach zwei Kategorien trennen: Bummler und Arbeitslose. Erstere gab es stets und wird es auch stets geben. Unruhiges Blut und Freiheitstrieb, Arbeitsscheu und Freude am ungebundenen Leben führen sie auf die Landstraße. Die andere Kategorie ist heute weitaus in der Mehrzahl.

Die Straßen wimmeln von gelernten und ungelernten Arbeitern, die die Not zum Wandern zwingt. Denn hier läßt sich das Leben am billigsten gestalten. Ein starke Anzahl von ihnen ist organisiert und von den Organisierten gehört wiederum die Mehrzahl den freien Gewerkschaften an. Am meisten waren zurzeit, als ich wanderte, Buchdrucker, Schreiner und Schlosser arbeitslos. Ein Schlosser sagte mir einmal das bezeichnende Wort: „Mit Schlossern kann man jetzt die Schweine füttern“. Diesen Organisierten geht es ja noch relativ am besten: sie bekommen ihre Wandergelder, deren Höhe nach der Zeit der Angehörigkeit zur Gewerkschaft und nach den Mitteln der Gewerkschaften verschieden ist.

Eine zweite Quelle der baren Mittel ist der Bettel, eine Quelle, aus der jeder Wandernde schöpft, solange nicht die Polizei ihn hindert. Das Eingreifen der Polizei gerade in diesem Fall kann kein Wandernder begreifen; wenn er kein Geld hat, muß er eben darum bitten, sonst muß er im Freien übernachten oder ins Obdachlosenasyl gehen, beides oft recht wenig angenehme Dinge. Andererseits ist eine Bettelstrafe oft erwünscht und wird provoziert bei schlechter Witterung. Der Ertrag des Bettels ist nicht so sehr gering; mit 80 Pfg. am Tage kann man sicher rechnen, oft sah ich 2—3 Mk. als Ergebnis einer eintägigen Bettelei. Der ganz Mittellose nimmt seine Zuflucht zur Verpflegungsstation, falls eine solche besteht, oder zum Polizeiasyl.

Einige Worte über Kleidung und Ernährung. Daß es mit beiden schlecht bestellt ist, ist wohl überflüssig zu bemerken. Die meisten besitzen nur das, was sie auf dem Leibe tragen, wandern ohne jedes Gepäck. Der Besitz eines Reservehemdes wird schon rühmend hervorgehoben. Ist ein solches nicht vorhanden, so wird das eine eben solange getragen, als es noch nicht in Fetzen vom Körper fällt. Daß es da mit der Reinlichkeit nicht gut aussieht, leuchtet ein. In allen Herbergen findet abends Untersuchung des Oberkörpers und des Hemdes auf Sauberkeit und „Mitbewohner“ statt. Streng verboten ist es, das Hemd mit ins Bett zu nehmen. Es wird allgemein nackt geschlafen. Wer bei der Untersuchung unrein befunden wird, wird aus dem Schlafraum gewiesen und in einem besonderen, meist mit Stroh beschütteten Raum untergebracht. Wie schnell Aussehen und Kleidung leiden, sahen wir an uns selbst. Nach acht auf der Landstraße zugebrachten Regentagen gingen unsere Schuhe, die wir wegen ihrer Festigkeit gewählt hatten, entzwei. Und die Kleider bekamen in ganz kurzer Zeit jene verblichene Wetterfarbe, die der Kleidung aller Wandernden gemein ist.

Auch die Ernährungsverhältnisse sind alles andere als ausreichend. Morgens dünner Kaffee mit Brot, abends Kartoffeln und Brot, wenn es hoch kommt noch ein Stück Wurst oder Käse. Mittagessen kennt der Wandernde kaum. Zur Mittagszeit ist er unterwegs; hat er noch Brot und Wurst, so dünkt er sich reich, hat er nichts, dann bettelt er Brot, im Herbst schlägt er sich Obst vom Baum, zieht Rüben aus dem Acker und ißt sie roh. Selbst das einfachste Bauernwirtshaus ist ihm zu teuer. Und ist er mittags je einmal in der Stadt, das Mittagessen der Herbergen kann er nicht erschwingen, 30 bis 40 Pfg. ist für ihn zu viel. Das Mittagessen in den Volksküchen und Herbergen kommt für den Wandernden gar nicht in Betracht; das verzehren ortsansässige Arbeiter, Kontordiener, Ausgeher usw. Es ist oft erstaunlich, was für 35 Pfg. dort geboten wird: Ich habe für diesen Preis einmal von weißgedecktem Tisch Suppe (in beliebiger Menge), Kotelette und Kartoffelsalat bekommen. Bei der üblichen schlechten Ernährung kommen die Wandernden sehr rasch körperlich herunter.

Nun noch einiges über Behandlung der Wandernden. Der Herbergsvater macht oft seinem Namen „Vater“ Ehre, unterhält sich mit ihnen, sorgt dafür, daß sie zum Arbeitsnachweis gehen, duldet für ländliche Stellen oft einen Vermittler in der Herberge. Aber die Stellvertreter und Hausburschen lassen oft sehr zu wünschen übrig. Mag sein, daß die Wandernden manches als Scherz auffassen, was mir schlechte Behandlung schien. Aber häufig klagten sie mir gegenüber doch auch über die Art, in der sie grundlos herumgestoßen wurden. Am freundlichsten waren die Leute in Hessen, dann in Bayern, sowohl Polizei als Bevölkerung. In Baden und Württemberg konnte man viel Studien machen über alemannische und schwäbische Derbheit. Ich bin noch nie so oft angefahren worden, wie in diesen beiden Staaten während meiner Tour. Wenn ich hier einen Bahnbeamten um Auskunft bat mit denselben Worten, mit denen ich es sonst zu tun pflege, konnte ich auf eine sackgrobe Antwort mit Sicherheit rechnen.

Ähnlich ists mit der Polizei. In Hessen wurden wir, wenn wir einen Trunk Wasser erbaten, von den Leuten zum Betteln aufgefordert: Wir könnten den Ortspolizisten selbst anbetteln, er gebe uns bereitwilligst. In Württemberg dagegen schon argwöhnische Beobachtung auf hundert Meter. Und dabei kann die Polizei wirklich Wertvolles gegen Landstreichertum doch nicht leisten. Sie erwischt doch nur den Anfänger im Betteln, um ihn ein paar Tage hinter Schloß und Riegel zu setzen. Den alten erfahrenen Bummler, den „Speckjäger“, bekommt sie nur in seltenen Ausnahmefällen. Dazu halten diese ja viel zu sehr zusammen, auch bei schlimmeren Delikten als Bettelei. Ich will nur über ein Beispiel kurz berichten: Das Fälschen von Invalidenkarten. Oft wurden mir Rezepte dazu mitgeteilt. Man bestreut z. B. die Schrift der Invalidenkarte mit Chlorkalk und gießt Essig darüber, die Schrift wird sauber ausgelöscht, die Karte dann neu ausgefüllt und mit Asche abgerieben, um ihr wieder ein gebrauchtes Aussehen zu geben. Natürlich muß der Fälscher sich vorsehen, den polizeilichen Stempel nicht mit auszulöschen. Ein anderer Bummler wurde wegen Bettels verhaftet. Man fand bei ihm ein ganzes Paket unbeschriebener, aber gestempelter Invalidenkarten, die er in einem unbewachten Moment aus einem Amtszimmer hatte mitgehen heißen. Er betrieb also das Ausstellen falscher Papiere mit echtem Stempel im großen. Und woher haben die Leute dann die Invalidenmarken? Man braucht nicht viel in Herbergen gewesen zu sein, um zu wissen, daß abgelöste Marken von gestohlenen Karten ein Gegenstand lebhaften Handels bilden. Ich sah Leute, die Schachteln davon besaßen und anboten. Überhaupt wird mit allem gehandelt, was denkbar ist, trotz Verbots. Sieht dein Anzug noch leidlich aus, so will ihn einer mit seinem abgelumpten vertauschen und noch Bargeld draufzahlen. Ebenso Stiefel, Hüte, Kragen, Hemden, Uhren.

Zu diesem inneren Zusammenhalt unter den berufsmäßigen Landstreichern soll nun auch noch eine größere Organisation treten, die sich „Verband reisender und gereister organisierter Arbeiter“ nennt. Dieser Verband erstrebt Gleichstellung mit den freien Gewerkschaften und sucht um die Anerkennung dieser nach, hat sie bis heute aber noch nicht gefunden; trotzdem bestehen schon Filialen. Die Bestrebungen gehen von Spalt aus. Wochenbeitrag ist einstweilen 10 Pfennig, Eintrittsgeld 30 Pfennig, „bei Auflösung des Verbandes fällt das Vermögen zu ⅔ der sozialdemokratischen Partei, zu ⅓ der Generalkommission der freien Gewerkschaften zu.“ Das ist eine bezeichnende Bestimmung, doch paßt sie gut zum politischen Bekenntnis der Wandernden. Daß die Wandernden fast alle rot sind, merkten wir auch durch eine Probe, die wir oft anstellten: Wenn auf der Mundharmonika ein Volks- oder patriotisches Lied gespielt wurde, fast allgemeines Stillschweigen; bei der Arbeitermarseillaise sang alles begeistert mit.

Aus Nah und Fern.

Die großmütigen Nationalliberalen. In Königsberg hat der Nationalliberale Wahlverein beschlossen, daß Frauen, die auf den Boden der nationalliberalen Partei zu treten gewillt sind, Mitglieder des nationalliberalen Wahlvereins werden und an dessen Versammlungen teilnehmen können. Den Damen wird also zugemutet, Beiträge an die Wahlvereinskasse abzuliefern, sowie dessen langweilige und vor Leere gähnende Versammlungen zu beleben, aber politische Gleichberechtigung, wie das Stimmrecht ꝛc., wollen die Nationalliberalen den Frauen grundsätzlich nicht gewähren. So erklärte noch in diesem Jahre der auf dem linken Flügel der Partei stehende Landtagsabgeordnete Dr. Krause, auf eine Anfrage, daß er ein Gegner des Frauenstimmrechts sei. Daher werden wohl selbst die meisten Damen der Kapitalisten die Statistenrolle ablehnen.

Bürgerliche Wohltätigkeit. Einige Intimitäten vom Wohltätigkeitsrummel packt ein Schriftsteller im „Königsberger Tageblatt“ aus. Der Mann verurteilt die Wohltätigkeitsfexerei und schreibt u. a. von den Edelsten und Besten: „Wie oft inszenieren sie einen Wohltätigkeitsrummel, um eigenen Verpflichtungen zu entgehen. So war eine Frau Kommerzienrat in B. mit einer Stickerin in Differenzen geraten und lehnte die bestellte und gelieferte Arbeit einfach ab, weil ihr irgend etwas daran nicht paßte. Die Stickerin wollte und konnte sich das nicht ruhig gefallen lassen — was sollte sie mit der nach ganz bestimmten Angaben gefertigten Arbeit denn auch machen? Als sie schließlich mit Klagen drohte, kam die Frau Kommerzienrat auf folgenden geistvollen Ausweg: sie veranstaltete eine Privatlotterie, deren einziger Gewinn jene von ihr persönlich beanstandete, nun aber plötzlich in den Himmel gehobene und aller Welt als Wunderwerk empfohlene Stickarbeit war. Kraft ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer schönen Worte gingen die Lose reißend ab und sie hatte nun drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: sie war den Gegenstand los, hatte sich ihrer Verpflichtung gegen das junge Mädchen entledigt und sich dazu noch als Wohltäterin aufgespielt!! Der Fall steht durchaus nicht allein da und erinnert an einen zweiten, in dem eine recht wohlhabende Dame es für gut hielt, ihrer armen Aufwärterin auf die Beine zu helfen — nur wieder nicht durch eigene, sondern durch fremde Hilfe. Sie hatte den ingeniösen Einfall, eine Mark-Sammlung zu eröffnen und ging zu ihren sämtlichen Bekannten schnorren, bis sie eingestandenermaßen eine größere Summe beisammen hatte. Wie groß diese Summe tatsächlich war, hat niemand erfahren, — die Aufwärterin am Ende auch nicht!! Dann erbringt der Schriftsteller noch krasse Beispiele aus dem Auslande, um die Herrschaften im Inlande nicht gar zu sehr zu erzürnen. So erzählt er, eine englische Dame habe von einem Wohltätigkeitsfest 700 Mark für sich behalten als Unkosten, da sie sich ein neues Kleid habe anfertigen lassen müssen. Eine andere habe 200 Mark eingesteckt als Entgelt für die Strapazen auf dem Fest. Dagegen habe man einen Portier, der einige Eintrittsgelder gestohlen hatte, zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurteilt. — Wir haben dieser Schilderung durchaus nichts hinzuzusetzen, da sie für sich selbst spricht.

Was Kontrollversammlungen einbringen. Wie die bürgerliche Presse mitteilt, wurden vom Insterburger Kriegsgericht der Instmann und Militärinvalide Klein aus Paulicken und der Instmann Salzat uus Skroblienen wegen Beleidigung und Widersetzlichkeit gegen Vorgesetzte auf der diesjährigen Kontrollversammlung zu 4 bezw. 6½ Monaten Gefängnis verurteilt. Außerdem wurde gegen Klein auf Aberkennung der von ihm bisher bezogenen Rente und Wiedereinziehung zur Ableistung der ihm bisher erlassenen Dienstzeit von einem Jahre erkannt. Auf diese Weise wird wenigstens in zurückgebliebenen Gegenden der Bevölkerung die Gemeingefährlichkeit des Militarismus eingebläut.

Opfer der Kälte. Wie aus Posen gemeldet wird, wurden in der vergangenen Woche in der Provinz Posen fünf und in der Provinz Schlesien vier Personen erfroren aufgefunden.

Der Selbstmord einer Geisteskranken in der Irrenanstalt zu Jena bildete am Mittwoch vor dem Landgericht in Weimar den Gegenstand einer Anklage. Die Zeitung „Deutschland“ berichtet darüber wie folgt: Die Krankenwärterin Berta Donner ist wegen fahrlässiger Tötung angeklagt. Sie war in der Landesirrenheilanstalt in Jena tätig und hatte am 6. Juli d. J. in der Abteilung für gefährliche Irre als überwacherin der Schwergeisteskranken Anna Kramer aus Oldisburg Dienst. Um halb 2 Uhr löste sie eine andere Wärterin vom Dienst ab. Die Kramer war bereits an dem Abend sehr aufgeregt, was aber der Donner, die erst später den Dienst antrat, nicht bekannt war. Die vor ihr die Wache ausübende Wärterin legte sich im Nebenzimmer schlafen. Die Donner hatte jede halbe Stunde die Isolierzellen mit den schwersten Kranken zu kontrollieren. Ehe sie das tat, weckte sie die schlafende Wärterin, die den Wachtposten während ihrer Abwesenheit einnehmen sollte. Das geschah allerdings nicht. Als die Angeklagte von ihrem Kontrollgang zurückkam, fand sie die nach ihrer Meinung wachende Kollegin schlafend, die geistesgestörte Anna Kramer aber lag, mit der Nachtjacke erdrosselt, unter ihrem Bett; sie hatte sich selbst entleibt. Die beiden Wärterinnen stehen noch in jugendlichem Alter, sind 19 und 18 Jahre alt, und haben außer etwa 12 bis 14 schweren und leichten Kranken auch noch die isolierten Kranken zu kontrollieren. Der Sachverständige, Geheimrat Prof. Dr. Möller, führte zu der Angelegenheit aus, daß nicht nur der Dienst der Wärterinnen sehr schwer und anstrengend sei, sondern daß bei der Kramer verschiedene, für den Laien nicht erkennbare Umstände, die eine Erdrosselung sehr erleichterten, in Frage kamen. Das Gericht würdigte alle diese Dinge und sprach die Angeklagte kostenlos frei. In der Urteilsbegründung wurde u. a. erwähnt, daß die Direktion der Landesirrenanstalt ja in dem Falle, daß sie den Wärterinnen auch die Kontrolle über die Isolirzelle überträgt, selbst von den Instruktionen abgeht. Die Schuld an dem Tode der Kramer sei vielmehr auf das Konto der Einrichtungen in der Anstalt zu setzen. — Der Selbstmord der Geisteskranken Kramer ist, wie schon so viele andere Fälle nicht geeignet, ein günstiges Licht auf die Irrenanstalt Jena zu werfen. Wie kommt es denn, daß die Wärterin schlafend angetroffen worden ist? Ist dies etwa auf Überarbeitung zurückzuführen? Wie man überhaupt die Kontrolle von Schwergeisteskranken 18 und 19 Jahre alten Mädchen übergeben kann, verstehe wer kann. Wenn der Dienst der Wärterinnen sehr schwer und anstrengend ist, wie es der Sachverständige Dr. Möller ausgeführt hat, dann mußte eben eine öftere Ablösung eintreten, damit das Personal vor Ermattung nicht einschläft. Von Wichtigkeit ist auch aus der Urteilsbegründung, daß die Anstaltsleitung von ihren Instruktionen abgeht, wenn sie Wärterinnen die Kontrolle über die Isolierzelle überträgt. Wenn solche Feststellungen gemacht werden, dann ist es Pflicht der Behörden, hier nach dem Rechten zu sehen.

Ein Massenmörder. Nach einer Meldung aus Apolda soll der berüchtigte Frauenmörder Koch, der am Dienstag vor dem Schwurgericht in Rudolstadt abgeurteilt werden wird, drei weitere Morde eingestanden haben, sodaß er sieben Frauen ermordet haben dürfte.

Militärboykott. Der Kommandeur des Oschatzer Ulanenregiments hat den idyllischen Frieden des langweiligen Garnisondienstes durch eine hervorragend schneidige Kriegserklärung gegen einen kleinen Tabak- und Buchhandlungsladen unterbrochen. Die dem Besitzer des Ladens zugegangene schriftliche Kriegserklärung der Oschatzer Ulanen hat diesen Wortlaut:

Garnisonkommando Oschatz
Br.-B. Nr. 2013.

Oschatz, 19. Oktober 1908.

Herrn Gustav Hermann Keinitz, Oschatz.

Das Garnisonkommando teilt Ihnen mit, daß es sich genötigt gesehen hat, über Ihr hierselbst, Alt-Oschatzerstraße 25, befindliches Geschäft das dauernde Militärverbot zu verhängen.

von Milkau,
Oberst und Garnisonältester.

Hurra, Germania! Nun ist wenigstens für die Gegend zwischen Zschölau, Lonnewitz, Kreischa und Riesa das liebe und wirklich teure Vaterland wieder einmal mit deutschem Elan gerettet worden; außerdem extra das Oschatzer Ulanenregiment, das sicherlich durch das Keinitzsche Tabak- und Buchhandlungsgeschäft in schwerster Weise gefährdet gewesen ist. Jedoch Herr von Milkau, deutscher Ulanenoberst, weiß, was er seinem Regiment und dem geliebten Vaterland schuldig ist.

Graf Zeppelin unternahm gestern eine dritte Fahrt mit seinem Ballon „Zeppelin I“, die ebenso vorzüglich wie die vorhergehenden verlief. Er führte sein Luftschiff selbst und ließ es mehrere Male über der Neuanlage kreuzen. Für den Koloß, der nur 100 Meter über der Erde wegfuhr, schien das Gelände ein recht beschränkter Tummelplatz zu sein. In manchen Augenblicken durchflog der riesige Flieger den Raum und verschwand bald in dem grauen Schleier der Wolken. Die Landung ging etwas langsamer als die früheren von statten, da die Hallenöffnung dem Lande zugekehrt war.

Russisches Eisenbahnunglück. Auf der Taschkentbahn bei der Station Akdulak fuhr ein Güterzug in voller Fahrt in einen Personenzug hinein. Die beiden Lokomotiven und neun Waggons wurden zertrümmert. Sechs Personen sind schwer verwundet. Die Untersuchung stellte fest, daß der Maschinist des Güterzuges eingeschlafen war, weil er 24 Stunden ununterbrochen die Lokomotive geführt hatte.

Weil's pressiert. Der Bauer Grandinger von Then hatte seine Dienstmagd einen „Gmogfraß“ genannt. Diese fühlte sich dadurch gekränkt und verklagte ihren Bauer wegen Beleidigung. Dienstag sollte sich Grandinger nun bereits in der zweiten Instanz, vor dem Landgericht München II, deswegen verantworten. Der Vorsitzende hatte eben den bedeutungsvollen Fall aufgerufen und den Zeugen die übliche Eidesbelehrung erteilt. Da sprang plötzlich, wie von einer Tarantel gestochen, der Angeklagte in die Höhe und eilte, krampfhaft die Hand am Hinterteil seiner Ledernen haltend, der Tür zu. „Halt, halt! Wo wollen's denn hin, Sie müssen hier bleiben!“ rief ihm der Vorsitzende zu. Da drehte sich das Bäuerlein um und bemerkte unwirsch: „Mir pressiert's, i muaß am Abort!“ und damit stürmte er zur Tür hinaus. Im Gerichtssaal brach schallende Heiterkeit aus, in die auch die Richter mit einstimmten. Dann erklärte der Vorsitzende: „Da wir nicht wissen, wie lange der Herr Grandinger braucht, können wir uns einstweilen auch zurückziehen.

Eine christlich-soziale Riesendefraudation. Aus Ravelsbach in Niederösterreich wird berichtet: Der Kassierer der Hohenwarter Raiffeisenkasse, Johann Schreiner, stellte sich dem Gericht mit dem Geständnis, im Laufe der letzten Jahre der Kasse etwa 80 000 Kronen veruntreut zu haben. Durch Fälschungen der Bücher und andere Manipulationen war es möglich, die Defraudation durch so lange Zeit fortzusetzen. An der Spitze des Instituts steht der christlich-soziale Reichsrats-Abgeordnete und Bürgermeister Leopold Diwald, der jetzt im Bezirk Langenlois auch für den Landtag kandidiert. Wie oft wird sich der Herr Diwald in seinen Reden das Maul darüber zerrissen haben, daß die Sozialdemokraten „Feinde des Eigentums“ und besonders des Eigentums der Bauern seien! Und nun ist ein Riesendieb, der die Bauern um so viele Tausende bestohlen hat, in seiner unmittelbaren Nähe.

Mord auf der Hochzeitsreise. Ein furchtbares Eifersuchtsdrama spielte sich in New-Orleans ab. Der Neffe des Gouverneurs des Staates Louisiana vermählte sich am Freitag mit einer reichen Patriziertochter. Das junge Paar bestieg nach der Vermählung den Expreßzug, um die Hochzeitsreise anzutreten. Kurz bevor sich der Zug in Bewegung setzte, sprang ein junger Mann in das Abteil und schoß dem jungen Mann eine Revolverkugel in die Stirn, die ihn sofort tötete. Er führte den Mord aus Eifersucht aus, weil die junge Frau vor einem Jahre seine Bewerbungen abgewiesen hatte.

Schwere Wolkenbrüche haben in Neapel und Umgegend am Sonntag große Verwüstungen angerichtet. Wie berichtet wird, wurden vier Equipagen eines Hochzeitszuges von den Fluten der über die Ufer getretenen Soccava erfaßt und umgeworfen; die Insassen konnten nur mit größter Mühe gerettet werden. Von den Abhängen des Vesuvs fließen große Schlammflüsse. Ein Schnellzug von Kalabrien wurde in San Giovanni von den Fluten blockiert, und der Schnellzug nach Kalabrien konnte in Neapel nicht abgelassen werden. Der Vesuv wirft große Blöcke und Lava aus. In Portici erreiche die Schlammfluten an einzelnen Stellen die Höhe von zwei Metern. Die Vesuvbahn hat den Betrieb eingestellt. Die Bevölkerung ist verzweifelt.

Die „freie Liebe" in bürgerlichen Kreisen. In Wien ist der christlich-soziale Stadtrat Ferdinand Gräf vor einiger Zeit von seinem früheren Dienstmädchen Therese M. auf Anerkennung der Vaterschaft und Zahlung von Alimenten für ihr außerehelliches Kind Ferdinand M. verklagt worden. In der Verhandlung vor dem Zivilbezirksgericht Ottakring bestritt Stadtrat Gräf entschieden, der Vater des Kindes zu sein. Die Klage ist auch abgewiesen worden. In der zweiten Instanz kam zwischen der Klägerin und dem Sohne des Stadtrates Gräf namens Karl Gräf ein Vergleich zustande, in dem Karl Gräf die Vaterschaft anerkannte und sich zur Zahlung einer monatlichen Alimentation von sechzehn Kronen verpflichtete. Der Alimentationsprozeß war sehr interessant. Das Dienstmädchen hatte angegeben, daß ihr beide Gräf, der alte, der Stadtrat, und der junge nachgestellt haben und daß sie beiden „Herren" habe gefügig sein müssen. Das hat das Gericht nicht geglaubt. Jedoch ist durch Briefe bewiesen worden, daß der junge und ledige Herr Gräf so christlich erzogen worden ist, daß er das Haus des Stadtrates zur Stätte und das Dienstmädchen der Familie zum Objekt seiner „freien Liebe" machte.

Mord auf der Eisenbahn. Aus Madrid wird dem „Berl. Tagebl." berichtet: Ein furchtbares Drama hat sich am Sonnabend im Personenzug Santamaria—Jerez ereignet, in dem zwei Gendarmen drei Banditen transportierten. Als diesen während der Essenspause die Handschellen abgenommen wurden, fielen sie plötzlich über die Gendarmen her, entrissen ihnen die Seitengewehre, erstachen sie damit und entsprangen. Die Gewehre und Patronen nahmen sie mit. Aus Furcht sprang ein mitfahrender Passagier gleichfalls aus dem Abteil, verletzte sich aber schwer. Seine Frau wurde von den Verbrechern mit dem Tode bedroht und fiel in Ohnmacht. Auf diese Weise wurde das Verbrechen erst bei der Ankunft des Zuges in Jerez entdeckt. Die Banditen überfielen inzwischen ein Gehöft, wo sie Lebensmittel, Geld und Pferde raubten, und erreichten die Sierra Gibraltaro. Sie werden von Gendarmerieposten aller benachbarten Orte verfolgt. Auch Kavallerie ist zu ihrer Verfolgung aus Jerez aufgeboten worden. Bei Bornos fand zwischen ihnen und den Fliehenden ein kurzes Gefecht statt, worauf die Banditen weiter flohen. Die Bevölkerung ist wegen des Vorfalls sehr beunruhigt.

Panik. In einem Kinematographen-Theater zu Lille brach während einer Kindervorstellung infolge eines im Apparat entstandenen Brandes eine große Panik aus. Viele Kinder wurden verletzt.

Rassenhaß. Auf der Insel Santo (Neue Hebriden) ermordeten Eingeborene einen aus Sydney stammenden Ansiedler namens Greig und seine beiden Töchter, während ein Sohn Greigs der Ermordung entging. Einzelheiten über die Untat fehlen noch, doch ist sie auffallend, weil auf der Insel Santo seit 30 Jahren kein Weißer erschlagen worden ist.

Verschwundener Luftballon. Ein vor acht Tagen in Buenos Aires mit zwei Personen aufgestiegener Luftballon ist spurlos verschwunden. Man befürchtet, daß er im Atlantischen Ozean verunglückt ist.

Die verlorene Kolonie. Über die „Verkrümelung" einer französischen Kolonie veröffentlicht der „Matin" den launigen Bericht eines in Kolonialangelegenheiten wohlerfahrenen Vertrauensmannes, der sich über den erstaunlichen Vorfall wie folgt verbreitet: „Die Kolonie ist die Insel Clipperton. Sie liegt im Stillen Ozean auf dem 10. Grad nördlicher Breite und dem 109. Grade westlicher Länge. Es ist, wie Sie wissen, ein winziges Inselchen." „Ein Glück", warf der Journalist ein, „daß es sich nicht um Madagaskar handelt." „Wo denken Sie hin?" fuhr der Kolonialmann fort. „Den Verlust Madagaskars hätte man gleich bemerkt, während Clipperton — — Sie wissen vielleicht gar nicht, daß wir in der Südsee Hunderte von solch' kleinen Sächelchen wie Clipperton besitzen. Bei der Menge wird so eine Kleinigkeit leicht übersehen". Und angesichts des erschreckten Gesichts seines Besuchers setzte er erklärend hinzu: „Wir können doch wahrhaftig nicht für jede dieser Inselchen einen Überwachungsdienst einrichten. Man muß sich darauf beschränken, das Ganze im Auge zu behalten; und daß der Überwachungsdienst seine Pflicht tut, beweist zur Genüge der Umstand, daß man den Diebstahl überhaupt bemerkt hat. Mit der Überwachung des Kolonialbesitzes ist das Marineministerium betraut. Von Zeit zu Zeit begibt sich ein Kriegsschiff auf die Inspektionsreise. Dabei entdeckte man vor zwei Jahren, daß sich auf der Insel Ansiedler und Soldaten seßhaft gemacht hatten, die fremde Uniformen trugen. Es waren Mexikaner, die die Insel mit Beschlag belegt und ihre Landesflagge gehißt hatten. Unsere Insel war eben unterderhand mexikanisch geworden. Es ist ja wahr, daß sie dicht am Ausgangspunkt des Panamakanals liegt und infolgedessen eine gewisse Bedeutung hat. Aber bis jetzt ist man ja aus dem Panamakanal noch nicht ausgefahren, und bis er erst so weit ist" . . . „Sie sagen, daß man die gesetzwidrige Besitzergreifung schon vor zwei Jahren konstatiert hat. Ja ist denn inzwischen nichts geschehen?" „O doch. Man hat über die Frage sehr eingehende Protokolle aufgenommen. Die Sache ist jetzt in den Händen des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten, die in Verhandlungen eingetreten ist." „Verhandlungen?" war die entrüstete Gegenfrage. „Man hat uns eine Insel, die unbestrittener französischer Besitz ist, geraubt. Hier kann sich's doch nur um eine einfache Rückerstattung handeln!" Der Kolonialsachverständige bat den beleidigten Patrioten, sich wegen einer solchen Kleinigkeit nicht weiter aufzuregen. „Aber es ist doch unerhört, daß man unser Eigentum so mir nichts, dir nichts einsteckt. Ist man erst auf den Geschmack gekommen, wird man beim ersten Schritt nicht stehen bleiben. Wer garantiert uns denn, daß man uns nicht nächstens eine andere Insel wegschnappt?" „Das kann freilich geschehen", antwortete der Herr Kolonialsachverständige ergebungsvoll, und zum Trost fügte er hinzu, „Gott, wir haben ja doch so viele!"

Das Nackte in der Kunst.

Auf dem kürzlich abgehaltenen Sittlichkeitskongreß in Frankfurt sprach der Tübinger Kunsthistoriker Konrad Lange in einem öffentlichen Vortrag über das Nackte in der bildenden Kunst. Der Vortrag ist um so bemerkenswerter, weil er auf ausdrückliche Einladung der Veranstaltung dieser Konferenz, die einen starken Stich ins Muckerische hat, gehalten wurde. Lange begann auch mit dem Geständnis, daß er das Referat erst nach einigem Zögern übernommen hatte. Mit der Forderung „klarer Richtlinien und scharfer Grenzbestimmungen" legte er methodisch den Zweck seines Vortrages fest. Richtiges Gefühl für das Sittliche und ein warmes Herz für das Volk genügen nicht, die Frage nach der Stellung des Nackten in der bildenden Kunst zu beantworten, man muß sich auch das spezifische Wesen und die innere Gesetzlichkeit der Kunst vor Augen halten. Und muß denn die moralische Kur gerade bei der Kunst anfangen? fragte Lange, nachdem er zuvor mit dem Hinweis auf die Renaissance und die Zeit des dreißigjährigen Krieges sich gegen die Behauptung gewendet hatte, die Gegenwart halte den Rekord der Unsittlichkeit. Interesseloses, reines Wohlgefallen — das ist seit Kant eine Grundposition aller Ästhetik — kennzeichnet das Verhalten beim Genuß einer Schöpfung der wahren, hohen Kunst. Nur für diese braucht das Problem des Nackten erörtert zu werden; die Pseudokunst, die unverhüllt die Absicht sinnlicher Reizung zeigt, scheidet von vornherein aus.

Wie kommt es nun, daß die hohe Kunst der sichtbaren Darstellung und die der Worte von jeher mit Vorliebe Stoffe gestaltet, die das koventionell umgrenzte Leben des Tages als anstößig unterstrückt: das Nackte, den Ehebruch, die freie Liebe? Weil die Kunst etwas ganz anderes bietet als die Naturwirklichkeit, die den Menschen unmittelbar sinnlich zu erregen pflegt, weil sie eine Scheinwelt ist. An und für sich schon enthält jedes Kunstwerk „illusionsstörende" Elemente in seinem Material, die dem Genießenden die Unwirklichkeit des Objekts zum Bewußtsein bringen. Sache des Künstlers ist es nun, durch die Art der Gestaltung dahin zu wirken, daß der sachliche Gegenstand als solcher zurücktritt und der Hauptakzent beim künstlerischen Genuß auf die formale Schöpfung fällt. Vom Boden dieser Lehre aus wies der Vortragende die Anschauung ab, daß die Wahl eines bestimmten Vorwurfs Rückschlüsse auf die moralischen Eigenschaften des Künstlers gestatte oder daß auf dem besonderen Gebiet der sexuellen Kunst das Verständnis des Genießenden eine besondere Anlage voraussetze. Grundsätzlich also darf, von gewissen Dingen abgesehen, vor denen übrigens die echte Kunst von selber halt macht, der Künstler ruhig Nuditäten als Motive wählen, er muß sie aber, um einen anstößigen Abklatsch der Natur zu vermeiden, „idealisieren" oder besser „stilisieren". Stilisieren heißt: In-Wirkung-Setzen, Vereinfachen, Steigern, heißt: eine schützende Distanz zur Wirklichkeit schaffen. Wenn nun aber auch ein derart vollwertiges Kunstwerk vorliegt, so ist es doch keineswegs vor Verkennung sicher. Es ist deshalb äußerst bedenklich, urteilsunfähigen Personen, worunter keineswegs nur Schutzleute gemeint sind, die Entscheidung über künstlerische Dinge anzuvertrauen. So wenig wie möglich reglementieren! Lieber einmal ein Auge zudrücken, als die wahre Kunst einem lebentötenden Spionagesystem unterwerfen! meint Lange. Die Zahl der Verständigen würde sich schon mehren, wenn die Kinder von frühester Jugend an an die Letrachtung lebendiger Nacktheit gewöhnt würden, wenn man die Bilderbücher mit Nacktdarstellungen ausstatten und das junge Volk vom Eintritt der Pubertät an in Museen und Kunstsammlungen mit den edlen, großen Werken vertraut machen wollte. Zu dieser Jugendbildung muß sich eine entschiedene Bekämpfung der Aktbilderunternehmen, gewisser kinematographischer Vorführungen und schließlich auch der „Schönheitsabende" gesellen; denn nur dann dürfen wir die wahre Kunst gegen Unduldsamkeit und moralische Schnüffelei verteidigen, wenn wir der falschen Kunst energisch zu Leibe gehen.

Soweit der Nachweis, daß das Nackte in der bildenden Kunst zulässig ist. Aber Lange ging weiter: die Darstellung des Nackten ist notwendig, weil das sexuelle Bedürfnis eine Triebkraft der künstlerischen Produktion ist. Von den paläolithischen Figuren, die man in südfranzösischen Höhlen gefunden hat, zur Renaissance, die Werke von stärkster sexueller Stimmung hervorbrachte, und weiterhin bis zur neuesten Zeit, in der übrigens das Nackte bei den führenden Meistern in den Hintergrund tritt, bewegt sich das Erotische in vielfältiger Erscheinung. Die Ergänzungstheorie, die Lange in seinem Werk „Das Wesen der Kunst" entwickelt hat, gibt den Schlüssel dafür: Die Kunst vermittelt den Menschen sozusagen in illusionärer Verfeinerung die Gefühle und Empfindungen, die zum Leben notwendig sind, aber vom Alltag gehemmt oder unterdrückt werden. Die bildende Kunst erregt also, wie die Selbstbeobachtung auch bei subjektiv reinstem Genießen zeigt, mit den Nacktdarstellungen die Sexualität. Wir brauchen uns darüber nicht zu entrüsten, die Erregung, die ein Marmorgebilde oder eine bemalte Leinwand in uns auslöst, ist immer noch viel feiner als der Rausch der Sinne, den man sich auf den sittlich konzessionierten Bällen mit dekolletierten Damen holt. Und dann haben wir in einer Zeit, wo die Möglichkeit der Eheschließung immer geringer wird, alle Ursache, ein Ventil der Sinnlichkeit, wie es die Kunst darstellt, nicht zu verstopfen. Man muß ja überhaupt lächeln über die Sittlichkeitsfanatiker, die in der Kunst die Wurzel aller Entartung erkannt zu haben meinen. Nicht die Kunst verdirbt die Menschen, sondern die Menschen verderben die Kunst. Wir müssen den Spaten schon tiefer einstechen, wenn wir eine moralische Kunst haben wollen. Mit der Versittlichung bei der Kunst beginnen, heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen. Die Kunst kann wie die Wissenschaft nur in der Sonne voller Freiheit gedeihen! . . .

Standesamtliche Nachrichten

vom 18. bis 24. Oktober 1908.

Geburten.

a) Knaben: Name und Beruf des Vaters.

10. Oktober. Tischler R. M. F. Christensen. 13. Maurer W. J. H. Grimnitz. 15. Maschinist J. Augustin. 16. Maler H. J. Chr. Carstens. Arbeiter J. H. F. Steffen. 17. Ziegelmeister S. H. Rügge. Pensionsberechtigter Hilfsarbeiter bei dem Finanzdepartement J. C. G. Helmers. Arbeiter J. F. M. W. Kalbau. 18. Arbeiter L. E. Chr. Wihn. 19. Arbeiter H. J. J. F. Böttcher. Arbeiter A. F. Chr. Hölker. Schriftsetzer J. Chr. W. Stallbaum. Bauunternehmer C. H. H. Ahrens. Handlungsgehilfe H. A. P. Rohwedder. Kutscher H. J. H. Oldenburg. 20. Modelltischler A. F. A. Hasse. Lagermeister A. H. Schulz. Hafenarbeiter C. J. F. Sellin. Tischler C. H. F. Busch. 22. Schiffbauer H. L. R. Bründel. Fellhändler G. Chr. Th. Schütt. 23. Arbeiter J. H. C. Runge.

b) Mädchen: Name und Beruf des Vaters.

13. Oktober. Klempner G. Ph. Buche. 14. Arbeiter F. J. Klatt. Nieter F. C. E. Roocks. 15. Schlosser C. F. W. Hensel. Arbeiter J. H. Th. Bohnhof. Maler H. J. Chr. Carstens. Steindrucker W. B. D. Witt. Arbeiter F. Dzigat 17. Ziegelmeister S. H. Rügge. 18. Handlungsgehilfe G. G. F. Heine. Arbeiter W. J. Chr. Kruse. Sergeant E. H. E. Drews, 19. Arbeiter H. J. J. F. Böttcher. Arbeiter W. F. C. Staedt. 20. Arbeiter K. H. H. Warnck. Gärtner J. K. Oldenburg.

Angeordnete Aufgebote.

19. Oktober. Arbeiter F. J. H. Herbst und E. C. Stapelfeldt in Reinsbeck. Tischler P. Blank und A. C. E. Wulf. Arbeiter P. F. A. Kähler in Krempelsdorf und M. A. M. Schlichting in Mori. Zahnarzt H. Rothschild und H. Adler in Nordrach. 20. Malermeister E. U. W. Rall und B. A. Hoß in Klütz. Schlosser P. H. A. Brümmer und M. E. E. Walter in Güstrow. Arbeiter H. H. C. Kempcke und A. D. M. Leu in Stresdorf. Böttchergeselle H. A. E. Schwarz in Stockelsdorf und D. L. Chr. Wehr. Eisenbahn-Stationsarbeiter B. L. W. Möller in Wismar und A. A. C. Trampe in Roggow. Arbeiter H. K. W. Dallügge in Altona-Ottensen und M. S. Kruse in Altona. Restaurateur L. A. Wittfoth und F. L. Chr. Bannow genannt Wiechmann in Dassow. Handlungsgehilfe A. J. E. Witt und C. S. M. D. Wilken. Eisenhobler H. L. C. F. Winter und R. C. J. Köhn. Buchhalter A. M. A. Franz und Witwe Th. Weigand geb. Ochs in Frankfurt a. M. 22. Former M. J. A. Boß in Kiel-Gaarden und F. A. Künzel in Gaarden. Kutscher H. W. J. Lübbke und P. F. Barbs beide in Hamburg. Lokomotivheizer A. G. Gottschalk und F. E. Tänzer in Zwötzen. Koch C. W. Chr. Groth und L. Chr. Empen. Arbeiter J. H. F. Niemeier und H. M. D. H. J. Koch. Arbeiter J. H. F. Stecknitz und M. C. E. Schütt in Kühsen. 23. Landwirt H. A. W. Gießelmann in Hohen-Schönberg b. Klütz und E. W. Kieckbusch. Kaufmann W. E. und A. M. E. E. L. Bux. Schlosser E. G. A. Schmidt und M. D. S. Buck. Arbeiter M. W. H. Kuhsen und A. M. Labinschus. Heizer E. C. Harder und G. C. Lübker in Högsdorf. Kaufmann C. A. A. Westphal in Travemünde und A. M. D. Burmeister in Grevesmühlen. 24. Schlachter H. K. H. Steffen und D. Chr. Pöhlmann. Feuerwehrmann P. E. U. Kruse und A. M. C. Hinzelmann. Arbeiter F. M. Blaszkowski und M. H. E. Steer.

Eheschließungen.

20. Oktober. Matrose E. E. A. Kolbe und A. Ch. W. Sien. Ober-Maschinistenmaat C. H. W. Kreye in Kiel und E. C. L. Faase. Hoboist-Sergeant R. R. Wagner und E. A. K. Stier. Telegraphenarbeiter A. W. C. Kirchner und B. A. C. Thoms. Hilfsschutzmann H. E. O. W. Prüßing und W. C. A. Wulff. 22. Bootsmann E. W. H. Jentzen und B. M. H. E. C. Treede. 23. Postbote G. Chr. F. Vollmer und H. C. C. Rahlff. Hotelbesitzer H. F. Haushahn in Mölln und E. Ch. M. von Ahlen. 24. Arbeiter A. L. Holtz und A. J. M. Scheel. Hausdiener H. J. H. Heidtmann und J. J. A. Hansen. Arbeiter J. G. W. Wigger und F. M. D. Dünning. Dreher M. O. Loebert und A. M. Maruhn. Maurer E. W. H. F. Kreutzfeld und J. M. E. J. Timmermann. Fensterputzer M. F. Schütt und Witwe E. Weigand geb. Mayer. Kutscher J. F. Müller und M. B. A. Lemm, beide in Vorwerk. Arbeiter F. C. Wehrendt und S. M. E. Rehm. Arbeiter F. J. H. Bornhoeft und Witwe C. C. Kreutzfeldt, geb. Schwarz. Lagerist C. J. O. Retelsdorf und E. F. C. Peterson.

Sterbefälle.

17. Oktober. Zimmerparlier J. H. A. Dürkop, 37 J. 18. L. A. B. J. Winter, 3 M. Früherer Gärtner J. J. H. Stapelfeldt, 68 J. M. C. geb. Dölle, Witwe des Landmannes F. W. D. Braun, 88 J. M. M. E. geb. Behnke, verw. Stamer, Ehefrau des Arbeiters C. H. F. David, 69 J. 19. M. E. geb. Meier, Ehefrau des Formers J. H. F. Tehfs, 77 J. M. C. C. geb. Eulers, Witwe des Kätners J. H. Schwarz, 71 J. Artist (Jockeireiter) G. Wlatumenko, 41 J. 20. Friseur W. A. W. Plath, 30 J. Früherer Schuhmacher J. H. A. Vogt, 73 J. M. M. F. A. Wulf, 3 M. E. E. B. Tralau, 1 M. Ein totgeb. Mädchen, V.: Bahnarbeiter E. L. C. Möller. E. A. geb. Johannesdotter, Witwe des Arbeiters J. F. C. Kaßbaum, vorher verw. gewesene Burmeister, genannt Hagedorn, 65 J. 21. K. L. D. Meyer, 2 J. 7 M. Zigarrenarbeiter P. M. H. Brundert, 63 J. 22. Ein totgeb. Knabe, V.: Versicherungsbeamter A. J. W. Wagenführ. A. M. geb. Pätsch, Witwe des Gastwirts und Bödners D. W. Leck (Lecke), 83 J. Ein totgeb. Mädchen, V.: Kutscher E. Clausen. A. C. E. geb. Bartels, Witwe des Landmanns J. P. F. Blöß, 62 J. P. M. E. Feddern, 4 M. K. D. L. Möller, 7 M. 23. K. A. K. Lindemann, 4 J. K. Vernimb, 1 M. H. W. K. M. Olrogge, 1 M. Schneidermeister C. J. C. Porath, 71 J. C. J. L. Schönrock, 62 J. Arbeiter J. H. C. Poggensee, 55 J. E. P. M. Franck, 7 M. 24. Ein totgeb. Knabe, V.: Malermeister A. H. G. Fölsch. Oberzahlmeister a. D. E. H. Bütow, 69 J. B. P. geb. Kreutzig, Ehefrau des Kaufmanns F. W. E. Hoffmeister, 42 J.

Paduck.

Gestern bin ich beim Vorwärts gewesen,
Um mich in Paducks Bild zu ergötzen,
Jenes Unsterblichen, der gegen Spesen
Die Roten beschnuppert, wie sie „hetzen."

Preiset die überirdische Gnade,
Die Ihn vermocht, sich dem Volke zu zeigen!
Ach, wie sie standen in voller Parade,
Selig, in ehrfurchtgebietendem Schweigen.

Paducks Züge, in himmlischer Schöne,
Schienen vor Märtyrerstolz zu erröten,
Und es versanken des Volkes Söhne
Schaudernd in Andacht vor dem Erhöhten.

Zärtliche Worte aus bärtigem Munde
(Wie sie noch keine Feder geschrieben!)
Drangen bald hier, bald da aus der Runde,
Stiegen empor zu Paduck, dem Lieben.

Schwielige Hände wurden gehoben,
Jeder wünschte, Ihm auch zu begegnen,
Hundert Fäuste wiesen nach oben —
Und das alles, um Paduck zu — segnen!

Emanuel in der Welt am Montag.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtliche in Lübeck.

Inserate finden durch den **„Lübecker Volksboten"** in den Kreisen des werktätigen Volkes weite Verbreitung und größte Beachtung. Wer auf Erfolg rechnet, inseriere im **„Lübecker Volksboten".**